



2 Jahre Polizei sind genug!

Patrik Hasler

Polizist zu sein, davon träumte ich bereits als Bube. War es die Uniform, die Ausstrahlung oder das Abenteuer? Mit zunehmendem Alter boten sich mir interessante Perspektiven in anderen Berufen. Trotzdem entschloss ich mich, Polizist zu werden. Am 1. Oktober 1995 trat ich meine Anstellung bei der Stadtpolizei Zürich an. Ende Dezember 1997 verliess ich die Stadtpolizei Zürich wieder. – Zwei Jahre Polizei sind genug!

Keine Vorurteile, keine Erwartungen, aber was ich gesehen und erlebt habe, reichte mir bei weitem. Ich spreche von unserem Rechtsstaat und seinen Leuten – die Art, wie sie die Gesetze vertreten und durchsetzen. Mein Schicksalsweg zur Polizei, grausame, schreckliche und traurige Momente bestückt mit Enttäuschung über die Haltung und Handlung der Polizei. Wo bleibt die Vernunft, Verhältnismässigkeit und Menschlichkeit. Erleben Sie mit mir, was mich dazu trieb, die Polizei wieder zu verlassen!

Die hier aufgeschriebenen Erfahrungen und Meinungen sind ganz persönliche Eindrücke, die ich während meiner Polizeizeit erlebt habe. Ansichten von Polizeikommandos und Polizisten können abweichen.

2 Jahre Polizei sind genug!

Erlebnisse eines ehemaligen Zürcher Stadtpolizisten

1. Auflage 4'000 Ex., Dez. 1998

Copyright © Patrik Hasler 4 – Walter Hasler

Druck: Theiler Druck AG, Wollerau

Printed in Switzerland

Titelbild: Simone Horat

ISBN 3-9521686-0-2

Hasihorse-Verlag, 8834 Schindellegi hasihorse@bluewin.ch

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

**In Dankbarkeit und Liebe gewidmet meinem
Vater, meiner Mutter, und meinen Schwestern**

Besonderen Dank
Simone, Päd, Urs, Reto

Wie alles begann...

Polizist zu sein oder zu werden, verbindet sich auch mit vielen Vor-, aber auch Nachteilen. Abgesehen von einem überdurchschnittlichen Monatsgehalt – obwohl wir hier zwischen den verschiedenen Kantonen und Polizeikörpern unterscheiden müssen – genießt man eine vorzügliche Ausbildung in unzähligen Bereichen und kann von einer achtungsvollen und würdigen Stellung sprechen! Der Polizeiberuf wird oft als vielseitig und abwechslungsreich betrachtet, damit wird ja oftmals auch für diesen Beruf geworben. Diese Eigenschaften können wohl zutreffen, doch wie steht es mit anderen sogenannten «normalen» Berufen? – Maurer, jeden Tag im Freien, immer wieder eine neue Herausforderung, ist dieser Beruf nicht auch abwechslungsreich! Kaufmännischer Sachbearbeiter, Kundenkontakt, Offerten erstellen, Fakturieren, Buchhaltung, Produkteverwaltung, auch dieser Beruf ist doch abwechslungsreich! Nun, was bedeutet denn abwechslungsreich? Das ist wohl die Überzeugung und Einstellung jedes einzelnen. – In letzter Zeit wurde immer wieder darüber berichtet, wie gefährlich der Polizeiberuf und andere Berufe im Bereich Sicherheit sind, so zum Beispiel Grenzwächter. Erinnern Sie sich an die Schieserei in Samstagern, als ein in einem Auto flüchtender Räuber von zwei Polizeibeamten mit dem Streifenwagen an die Leitplanke abgedrängt wurde und dann in panischer Angst wild um sich und vor allem auf die beiden Polizeibeamten schoss, dabei wurde der eine Polizeibeamte durch mehrere Einschüsse schwer verletzt. Oder als im Kanton St. Gallen zwei Polizeibeamte mit dem Streifenwagen zwei im Auto flüchtende Verbrecher verfolgten. Wie in einem Kinostreifen schiessen die Verbrecher aus dem fahrenden Auto auf die Polizeibeamten, dabei wird einer getroffen und erliegt seinen schweren Verletzungen! Ich sage Ihnen, der Polizeiberuf ist sicherlich mit gewissen Risiken verbunden, doch die Gefahr hängt nicht nur von anderen, sondern auch vom Verhalten des handelnden Polizeibeamten ab! Übermut, Routine, Überheblichkeit, Egoismus, Fahrlässigkeit

und sogar vorsätzliches Handeln des Polizeibeamten führen vielfach zu der wirklichen Gefahr dieses Berufes! Politische Entscheidungen, besonders in bezug auf die polizeiliche Ausrüstung entfachen oder beseitigen eine Gefahr zusätzlich!

Wie hätte ich als kleiner Junge all diese Aspekte und Argumente berücksichtigen können. War ich doch zu klein und unerfahren, um mir ausreichend Gedanken darüber zu machen, wieso ich Polizist werden möchte und ob dieser Beruf überhaupt meinen Ideen, Fähigkeiten, Interessen und meiner Überzeugung entspricht. Freunde, Bekannte fragten mich stets, was ich später einmal für einen Beruf erlernen möchte? Ohne lange nachzudenken und zu wissen wieso, drang das Wort «Polizist» aus meinem Innern heraus! Eigentlich wusste ich nie, weshalb ich Polizist werden wollte. – Vielleicht imponierte mir die Uniform des Polizeibeamten, der regelmässig in unsere Schulklasse kam, um Verkehrsunterricht zu erteilen? Womöglich lag es auch an meiner charakteristischen Eigenschaft, stets das zu tun und zu sagen, was dem Gegenteil der anderen entspricht? Einfach, um zu trotzen. Mich selbst unter Druck zu setzen, damit ich ein Ziel vor Augen habe? Um den anderen zu beweisen, dass ich etwas auch trotz deren Abraten erreichen kann, ohne eigentlich zu wissen, wieso!

Dasselbe Spiel bestritt ich mit dem Alkohol! Irgendwann kommt man als Teenager oder gar noch früher in den Kontakt, die Versuchung, Alkohol zu trinken. Wohl keinem ist es zu verübeln, wenn er davon probiert. Meistens untersteht man der Gruppendynamik, verleiten einen doch die Freunde dazu. Es wäre auch möglich, dass man einmal aus sich herausbrechen möchte. So müssen stets Anweisungen der Eltern, der Lehrer, der Familie und Freunde befolgt werden. Eigene Bedürfnisse und Entscheidungen werden ständig eingeengt und unterdrückt. Verständlich, dass man dann die Möglichkeit packt und etwas von den Eltern und Lehrern Verbotenes unternimmt,

macht! In diesem Fall meine ich den Alkohol, obwohl es noch Dutzende andere Möglichkeiten gäbe. Ebenso verhielt es sich bei mir. Wie gerne hätte ich schon mit dreizehn Jahren Alkohol getrunken, die Möglichkeit hätte bestanden, doch jedesmal wenn ich in Versuchung kam, erinnerte ich mich der Worte meiner Eltern: «Irgendwann wirst du bestimmt Alkohol trinken, gib doch zu, dass du bereits Alkohol getrunken hast?» Diese sichere Aussage meiner Eltern, aber auch Bekannten liess in mir das Gefühl aufkommen, als ob sie die ganze Gewalt und Macht über mich besitzen würden. Nach dem Motto, wir wissen genau, was du machst und machen wirst! Aber genau das wollte ich nicht. Also entschloss ich mich, keinen Alkohol zu trinken, um so über mich selbst die Macht zu besitzen! Später, mit achtzehn/neunzehn Jahren, verführten mich äussere Umstände dazu. Nun war ich aber erwachsen genug, um das Ganze in einem vernünftigen Mass doch noch zu tun. Das ganze Verhalten der Eltern war sicher eine clevere erzieherische Taktik, muss ich heute eingestehen, denn so wurde ich niemals vom Alkohol abhängig, und letztlich behielten sie tatsächlich die Kontrolle über mich.

Auf jeden Fall bestand ich weiterhin stur darauf, Polizist zu werden! Mit zunehmendem Alter und zunehmender Reife wurde mir aber bewusst, dass man nicht einfach so Polizist werden kann. Da gehören doch einige Voraussetzungen dazu. Nebst einem guten Leumund – vielleicht verhielt ich mich deshalb in all den Jahren auch so zurückhaltend, generös, korrekt und ehrlich – benötigte ich einen Lehrabschluss. Dann begannen meine Probleme. Immer wollte ich Polizist werden, habe mir aber nie Gedanken darüber gemacht, was ich vorerst einmal für einen Beruf erlernen möchte. Wie sagte mir mein Vater immer: «Du bisch dä Hans Dampf im Schnägge Loch, was es hät, das willsch nöd, und was du willsch, das häts nöd!» Genau so war es! Ich hatte Angst, dass ich mich mit einer Berufslehre zu stark auf eine Richtung versteifen würde. Welcher Beruf wäre wohl der richti-

ge, um später Polizist zu werden? Und viel schlimmer noch, welcher Beruf interessiert mich und passt zu mir? Ich war mir nicht schlüssig, doch wusste ich, mit einer kaufmännischen Lehre habe ich eine gute, allgemeinbildende Basis! Immerhin musste ich noch vier bis fünf Jahre warten, bis ich mich bei der Polizei bewerben konnte. Im Sommer 1990 begann ich dann eine kaufmännische Lehre bei der Tulipan AG, Spezialitätenbäckerei in Einsiedeln. Drei bewegte und teils hektische Jahre standen mir bevor. Stets war ich bedacht, gute Leistungen in jeder Hinsicht zu erbringen. Im Hinterkopf stand ja immer noch das Ziel, Polizist zu werden. Vor diesem Ziel hatte ich höchsten Respekt und grosse Achtung, ich war mir sicher, um dieses Ziel zu erreichen, musste ich mich immer dementsprechend verhalten und bestätigen.

Schon in frühen Jahren erlernte ich die Selbständigkeit. Bereits während der Schulzeit verdiente ich mir das Taschengeld, indem ich über die Ferienzeit in der Schreinerei meines Vaters arbeitete. Nicht immer hatte ich Freude und Spass daran, so wollte ich diesen Beruf auch nie erlernen. Ich musste auf einiges verzichten, besonders dann, wenn meine Freunde draussen spielen konnten, währenddem ich arbeiten musste. Dafür durfte ich mein eigenes Geld verdienen und lernte, damit umzugehen. Ebenso begegnete ich Situationen, in denen ich die Arbeit am liebsten hingeschmissen und beendet hätte. Ungeduld, geringes Durchhaltevermögen und Langeweile zählten damals eben noch zu meinen Eigenschaften, aber nur dann, wenn ich kein Interesse an der Sache hatte. Trotzdem rückte mich mein Vater stets zurecht, manchmal auch mit lauter Stimme, und gab mir zu verstehen, dass es für jedes Problem und jede Aufgabe eine Lösung gibt, Hartnäckigkeit und eiserner Wille, auch wenn es einem nicht danach zumute ist, dann geht es nämlich immer irgendwie! – Wer hätte gedacht, dass solche Momente für das ganze Leben entscheidend sein können? Denn noch heute, wenn ich an solche Probleme gelange,

erinnere ich mich an damals. Und plötzlich lassen sich Pflichten, Aufgaben und Probleme spielend leicht lösen. – Während der kaufmännischen Lehre hatte ich auch so ein eindrückliches Erlebnis. Ich musste einen Zahlungsauftrag erstellen. Da ich beim Tippen auf der Schreibmaschine nicht der Geschickteste war, musste ich drei- oder gar viermal damit beginnen. Beim vierten Mal vertippte ich mich wieder, aber ich war nicht Manns genug, zu meinem Fehler zu stehen. Angst, einen weiteren Zahlungsauftrag zu verschwenden, hatte ich auch. Also entschloss ich mich, von Hand und mit Kuli die Korrektur direkt auf dem Zahlungsauftrag vorzunehmen. Einige Minuten später rief mich mein Chef zu sich. Verständlicherweise wollte er den Sachverhalt erklärt haben, wieso da etwas nicht stimmt bzw. wieso von Hand mit Kuli korrigiert worden war? Nun, aus Angst schwieg ich, ich spürte überall den Schweiss, wie er sich an meinem Körper zu schaffen machte. Mein Herz polterte immer stärker und stärker. Noch einmal fragte mich der Chef, was das Ganze soll? Ich konnte nicht mehr sprechen, ich schämte mich. Mein Chef explodierte förmlich, doch im selben Moment hat er mir etwas sehr Bedeutendes gesagt: «Es ist keine Schande, einen Fehler zu machen, doch es ist sehr schlimm und unwürdig, nicht zu seinem Fehler zu stehen!» Diese Aussage hat sich sehr stark in mir gefestigt. Von da an lernte ich, zu meinen Fehlern zu stehen, auch wenn es unangenehm oder schwierig war. Kein Mensch ist unfehlbar!!! Solche und andere Erlebnisse liessen mich reifen. Während der Schulzeit wurden mir viele Verantwortungen abgenommen, mit zunehmendem Alter musste ich aber mehr und mehr Verantwortung übernehmen, im Beruf, in Vereinen und auch zu Hause in der Familie. Oft wollte ich diese Verantwortung aus freien Stücken auf mich nehmen. Sei es, weil ich Freude daran hatte oder weil ich den anderen gefallen wollte und mich somit bestätigt und geborgen fühlte. Lag es doch auch an meiner Eigenschaft, gutmütig, hilfsbereit und zuvorkommend zu sein. Nicht selten half ich meiner Mutter im Haushalt, meinem Vater in der Schreinerei oder

zu Hause im Garten, dann war ich auch im Fussball sehr engagiert. Ich hatte einfach Freude daran, die Menschen schätzten meine Hilfe auch. Ich fühlte mich eigentlich mehr als Erwachsener statt Jugendlicher. So hatte ich aber auch nur wenige Freunde. Doch die, die ich damals hatte, die habe ich noch heute.

Sicher fragen Sie sich in der Zwischenzeit, weshalb ich Ihnen so viel darüber erzähle, wie ich vor meiner Zeit als Polizeibeamter lebte und was ich vor dieser Zeit so alles gemacht habe? Wissen Sie, die Persönlichkeit, Eigenschaften, Fähigkeiten und Reife sind von bedeutender Wichtigkeit für einen Polizeibeamten. Sie beeinflussen den Polizeibeamten im Handeln und Denken und besonders im Umgang mit den Bürgern! Es ist mir ein grosses Anliegen, Ihnen meinen beruflichen und persönlichen Werdegang nahezubringen, in der Gewissheit, dass Sie sich bestens in meine Erzählungen, Äusserungen und Meinungen einfühlen können.

Nach erfolgreichem Abschluss meiner kaufmännischen Lehre wollte ich sofort für drei Monate nach Florenz reisen, um mir dort die italienische Sprache anzueignen. Ich bin sprachbegeistert, nicht umsonst spreche ich heute Italienisch, Französisch, Englisch und natürlich Deutsch. Doch war es nicht der einzige Grund, vielmehr war es eine Flucht! Eine Flucht wovor? Ich war nun neunzehn Jahre alt und hatte mich immer selber unter Druck gesetzt. Da ich Polizist werden wollte, hatte ich immer Angst, einen Fehler zu begehen, der mir später in bezug auf dieses Ziel Tür und Tor versperren würde. Mein Erscheinungsbild wollte ich immer korrekt und ordentlich halten. Ich erlaubte mir kaum, über meinen eigenen Schatten zu springen und mir mal etwas Ausgefliptes, Extravagantes zuzumuten. Ständig diese selbsterzeugte, unbegründete Angst. Des Weiteren begannen sich Probleme in der Beziehung meiner Eltern aufzubauen. Ich wollte einfach weg, das Atmen fiel mir schwer, ich brauchte Raum, Platz, um zu atmen und zu mir selbst zu finden. Diese drei Monate veränderten mich massiv. Keiner kannte mich in Florenz. Niemand

wusste, wie ich wirklich bin. Es schien wie ein Neuanfang meiner selbst. Zu Beginn hatte ich einige Schwierigkeiten, wurde ich doch aufgrund meines Eintrittstestes in eine fortgeschrittene Stufe eingeteilt. Im ersten Monat kam ich des öfteren an den Anschlag. Nicht selten opferte ich bis zu sieben Stunden Zeit an einem Sonntag, um all das, was ich nicht begriffen hatte, noch einmal im Selbststudium zu lernen. Der zweite Monat zeigte wesentliche Fortschritte, so dass ich auch mehr Freizeit fand. Der Zufall wollte es, dass ich dann auch einige Schweizer kennenlernte, mit denen ich viel unternahm. Gemeinsam bereisten wir Rom und Pisa. Discos, Pubs und Kinos zählten nun auch schon zu unserer Lieblingsbeschäftigung. Ich verliebte mich in Sähra, eine kurze, aber umso schönere Beziehung. – Eines Tages in Florenz erreichte mich ein Anruf aus der Schweiz, meine Mutter. Hektik und viel Arbeit umgaben mich in Florenz, und nun die Nachricht meiner Mutter: Meine Grossmutter liegt im Spital, es geht ihr sehr schlecht. Ein langjähriger Nachbar und guter Freund ist an einer Embolie ganz unverhofft gestorben. Der Ehestreit meiner Eltern breitet sich drastisch aus. Nach einigen Minuten lege ich den Hörer auf. Mein Körper zittert überall. Ich breche im Stuhl zusammen und weine. Wie nahe liegen doch Freud und Leid. Wie schnell kann es doch im Herzen dunkeln! – In Florenz habe ich wahrlich viel erlebt. Erfahrungen, die mich im Leben begleiten werden. Selbst meine Schwester meinte nach diesen drei Monaten, ich habe mich wirklich verändert. Ich wurde lockerer und offener. Ich setzte mich nun nicht mehr so unter Druck. Der Weg zur Polizei war aber immer noch sehr lang.

Irgendwie kehrte ich gerne in die Schweiz zurück, so nach drei Monaten Exil. Nicht mehr weit entfernt wartete die Rekrutenschule auf mich, also genoss ich die verbleibende Zeit im Kreise meiner «geschrumpften» Familie. Wieso geschrumpft? Eine gute Frage. Meine ältere Schwester lebte berufsbedingt und aus Liebe zu einem Appen-

zeller, wie könnte es anders sein, im Kanton Appenzell. Mein Vater war ebenfalls ausgezogen. So verblieben gerade nur noch meine Mutter, meine jüngere Schwester und ich. Den Monat Dezember 1994 und Januar 1995 überbrückte ich beruflich bei der Firma Inter-App AG in Rotkreuz. Denn gerade nur zwei Monate verstrichen, bis ich in die Rekrutenschule nach Isonne (TI) musste. – Damals wurde ich als Gebirgsgrenadier ausgehoben. Obwohl ich die erforderliche Punktzahl von 400 nicht erreicht hatte, war es meine Hartnäckigkeit, die mich nach Isonne brachte! – Wiederum kam mir die RS gelegen, denn zu Hause entwickelte sich der Ehezwist zwischen meinen Eltern immer mehr in eine Ironie des Schicksals. Obwohl ich es zu verdrängen versuchte, beschäftigte es mich in meinem Innern mehr, als ich es zugestehen wollte. Der Ehestreit ist wie der Krieg, es gibt keine Sieger, und am meisten leiden die Kinder darunter! – An einem Samstagmorgen kam ich wie gewohnt um neun Uhr von der RS nach Hause. Voller Tatendrang steuerte ich ins Haus, um meiner Mutter meine Erlebnisse vergangener Woche zu erzählen.

Beim Öffnen der Türe bin ich ziemlich erschrocken. Meine Mutter sass weinend am Boden. Betroffen rannte ich zu ihr und fragte, was geschehen sei. Erst jetzt bemerkte ich, dass einige Einrichtungsgegenstände fehlten. Mein Vater war frühmorgens ins Haus gekommen und hatte seine Sachen mitgenommen. Enttäuschung breitete sich in mir aus. Meine Mutter nahm ich in die Arme und tröstete sie, wir trösteten uns gegenseitig. Solche und andere Geschehnisse bedrückten mich. Nicht umsonst rückte ich die letzten vier Wochen der RS jedes Wochenende mit Fieber ein und wieder aus. Nie konnte ich mich von den militärischen Strapazen erholen, die RS-Zeit wurde immer anspruchsvoller. Beim Zwanzig-Kilometer-Marsch sackte ich kurz vor der ersten Rast zusammen, Kameraden stützten mich die verbleibenden hundert Meter. Der Kompaniekommandant nahm mich ins Gespräch. Tränen sprachen aus meinem Mund, wieviel habe ich doch in mich hineingefressen! Nach einer kurzen Ausspra-

che bestand ich darauf, den Fussmarsch zu beenden. Nach vollendeten zwanzig Kilometern rief mich mein Kommandant zu sich, auch der Hilfskoch, der unterwegs Mühe bekundete, wurde zu ihm gerufen. Es war dunkel, und alle Rekruten standen in einem Kreis um uns herum. Mit lauter Stimme sprach der Kommandant zu den Rekruten, jeder habe heute eine tolle Leistung vollbracht, doch wirkliche Grenadiere, worauf wir stolz sein können, sind diese zwei (er meinte mich und den Hilfskoch), weil sie trotz körperlicher oder seelischer Mühe den Marsch beendet haben. Die Kameraden hielten brennende Feuerzeuge und Streichhölzer in den Händen und jubelten uns zu, sie anerkannten unsere Leistung mit Würde. Es war eines meiner schönsten mit Stolz geprägten Gefühle! Noch immer mit seelischen Problemen überfüllt, meisterte ich auch die Gebirgsgrenadier-Taufe. Alle hatten wir darauf gewartet, dass sie durchgeführt wird. Und dann war es soweit. Um Mitternacht gingen wir zu Bett, nach einem langen und anspruchsvollen Tag. Plötzlich um ein Uhr wurde unsere Zimmertüre mit Brachialgewalt aufgedonnert und zwei Rauchpetarden flogen in hohem Bogen ins Zimmer rein. Innerhalb weniger Sekunden qualmte es nur so vor Rauch, und in dreissig Sekunden mussten wir im Tenü blau vor dem Materiallager mit dem Kampfrucksack und Sturmgewehr 90 bereitstehen. Bei diesem Rauch verliess man das Zimmer freiwillig, denn zuviel davon kann schädlich sein und zum Tode führen! Als wir dann vor dem Materiallager standen, erhielt jeder von uns noch eine Panzermanipulationsmine in den Rucksack gestopft, damit wir ja genug Gewicht zu tragen hatten. Da ich Zugssanitäter war, hatte ich die «Ehre», zusätzlich noch die Bahre zu tragen. In Neunergruppen rannten wir nun den Berg hinauf, der Korporal zuvorderst. Nach zwei Kilometern geteeter Strasse gab es einen C-Alarm (Giftalarm). Jeder rüstete sich mit der Schutzmaske aus. Nun mussten wir die Bahre öffnen, der leichteste von uns legte sich drauf. Wieder ging es im Eilmarsch ungefähr zwei Kilometer bergauf. Beim Koreasumpf (Moor- und Sumpftümpel von ungefähr

tausend Quadratmetern) angelangt, mussten wir uns splitternackt ausziehen. Bereits wurde mit Dressierband ein Weg durch den Sumpf gebahnt. Einer nach dem anderen robbte das Band entlang. Schreie der Angst, Kälte und Wut waren zu hören. An einer Stelle blieb die Kolonne stehen, und langsam spürte ich, wie ich vom Moor eingesaugt wurde. In panischer Angst griff ich nach den Beinen meines vorangehenden Kameraden, eine Kettenreaktion der Angst breitete sich aus. Aber gerade diese Angst setzte ungeahnte Kräfte frei, mit der wir letztlich unbeschadet durchkamen. Am Schluss musste sich jeder im Drecktümpel baden. So nass und schmutzig kleideten wir uns wieder mit dem Tenü blau und der Schutzmaske. Dieses Mal nahmen wir den direkten Weg hinab, über Stock und Stein den Berg hinunter, aber immer noch mit einer Person auf der Bahre. Einer nach dem anderen stürzte über die steile Böschung hinab. Kleinere Verletzungen an Beinen, Armen und am Kopf waren die Folge. Ungeleitete Parolen wurden nun ausgesprochen. Ich selbst bezeichnete meinen Vorgesetzten als «Arschloch», ich war so wütend! Unten angekommen, die nächste Überraschung. Jeder musste in das eineinhalb Meter tiefe Auffangbecken des Baches springen und dann durch die Kanalisation kriechen. Bei den meisten durchnässte sich die Schutzmaske zur unbrauchbaren Attrappe. Die Kanalisation war stockfinster, und das frische Bergwasser floss hindurch. Ich hatte Angst, denn ich wusste nicht, wohin ich kroch. Nach ungefähr zweihundert Metern des Schreckens, eine riesige Schlucht. Nur ein kleiner Felsvorsprung bot die Möglichkeit, nicht hinunterzustürzen. Als sich alle auf den Vorsprung gerettet hatten, wurde einer nach dem anderen hinuntergeseilt. Von ungefähr dreissig Rekruten war ich der drittletzte. Durchnässt und müde ging es langsam hinunter. Bereits nach ein paar Metern rutschte ich auf dem glitschigen Fels aus und stürzte etwa fünfzehn Meter inmitten des Wasserfalls hinunter, bis ich im Seil hängen blieb. Das kalte Wasser versetzte mich in einen Schrecken, immerhin handelte es sich um frisches Gletscherwasser

von ungefähr vier Grad! Insgesamt wurde ich vierzig Meter hinuntergeseilt, und da stand ich nun im stark reissenden Gletscherbach! Links und rechts steile Felswände, der einzige Weg war der Bach. Ich stand da, weinte und schrie: «Ich kann nicht mehr, ich will nicht mehr!» Aber gerade diese Not zwang mich, über meine Leistungsfähigkeit hinauszugehen. So erreichte ich nach zwei Stunden die Brücke, das Ziel. Meine Vorgesetzten hielten schon Ausschau nach mir. Um Viertel nach fünf kam ich in der Kaserne an, müde, durchnässt, aber stolz, es geschafft zu haben. Nach einer Viertelstunde Schlaf war schon wieder Tagwache, ich konnte mich absolut nicht erholen. Kein Wunder, dass ich um zehn Uhr zusammensackte und in der Folge zwei Tage im Krankenzimmer verweilte! – Die Zeit verging, und die Rekrutenschule nahm ihr stolzes Ende.

Im Anschluss erwartete mich in Mailand eine neue Herausforderung in der Firma meines Onkels. Sachbearbeiter oder der Beginn einer neuen Ära? Hier fand ich die Möglichkeit, meine Italienischkenntnisse umzusetzen. Ich lernte Interessantes aus der Welt der Ventil-, Mess- und Regeltechnik. Neue Kontakte mit Menschen bereicherten mein Leben. Meine Wohnung befand sich in einem Vorort von Mailand, Pero. Eine italienische Familie bot mir dort eine kleine Wohnung an, eigentlich verbrachte ich beinahe jeden Abend bei dieser Familie. Sie kochten für mich und wuschen meine Kleider. – Noch heute pflege ich regen Kontakt mit ihnen. – Trotz der vielen lieben Leute und der interessanten Arbeit fühlte ich mich unwohl. Etwas fehlte mir? Ich wusste nicht was. So zog es mich jedes Wochenende zurück in die Schweiz, zweieinhalb Stunden hin und zweieinhalb Stunden zurück, Woche für Woche, in der Gewissheit, das Etwas zu finden! Über die Sommerzeit herrschte Totenstille in Mailand. Die Milanesi reisten ans Meer oder in die Berge weit weg von hier. Theater, Museen, alles war geschlossen, beinahe eine Geisterstadt. Mein Leben hier in Mailand: das richtige Bild im falschen Rahmen? Nicht umsonst drängte es mich nach einer Lösung. Im Herbst stellte ich

fest, dass meine Anstellung nicht ganz dem italienischen Recht entsprach, wohl aber dem der Schweiz. Nun, das war mir nicht so wichtig, ich war jung, unerfahren und übereifrig und suchte eben einen Weg, mich von Mailand zu lösen. Ich kündigte meine Anstellung fristlos mit der Begründung, ich sei in einem illegalen Arbeitsverhältnis angestellt. Vielleicht ja, vielleicht nein, der Arbeitgeber zeigte sich tolerant, akzeptierte meine Entscheidung und liess mich gehen. – Es war meine Entscheidung. Jeden Tag treffen wir Entscheidungen, nicht immer die richtigen, aber jeder davon ist ein Schritt nach vorne, um zu lernen!

Jetzt stand ich da, zurück in der Schweiz, aber wie geht es nun weiter? So entschloss ich mich kurzfristig, für zwei Wochen nach Torquay im Südwesten Englands zu reisen. Dort besuchte ich einen Sprach-Intensivkurs, eins zu eins, um meine Englischkenntnisse aufzufrischen und zu verbessern. Zwei Wochen weg von zu Hause, weg von Mailand, weg von allem, abschalten und nachdenken. Das Klima war rau, das Essen ungewohnt. Trotzdem war ich glücklich, hier zu sein. – Wissen Sie, ich hatte Zeit nachzudenken. Ich verstand plötzlich, dass ich immer etwas Neues suche, Veränderungen, Abwechslung, Abenteuer, Spannung. Das sind sicher die Gründe, weshalb ich als Junge schon immer Polizeibeamter werden wollte. – Nach meiner Rückreise in die Schweiz suchte ich vorerst noch andere Lösungen, um dem Berufsleben gerecht zu werden. Zuerst wollte ich in den USA arbeiten. Einen Arbeitgeber hätte ich gefunden, leider waren es rechtliche und administrative Hindernisse, die mich zurückhielten. In den ersten Monaten des neuen Jahres gönnte ich mir dann eben Ferien, andere würden sagen, arbeitslos ohne Stempeldrang. Da mir kein Stern vom Himmel gefallen ist, habe ich mich letztlich entschlossen, mir die Bewerbungsunterlagen für die Stadtpolizei Zürich zukommen zu lassen, und parallel dazu oder zur Überbrückung eine temporäre Stelle zu suchen. Erstaunlicherweise fand ich noch in derselben Woche eine Anstellung bei einer Bank im Bereich Zahlswesen.

Der entscheidende Weg in eine andere Zukunft

Die Bewerbungsunterlagen sind eingetroffen. Bereits in einer Woche läuft die Anmeldefrist ab. Ich musste mich also beeilen. Von verschiedenen Leuten habe ich erfahren, dass das Auswahlverfahren sich über längere Zeit hinziehen kann. Geduld ist angesagt. Meine Bewerbung wurde bestätigt, und sogleich teilte man mir schriftlich den Termin für die Eignungsabklärung mit. An jenem Freitag war es dann soweit. Am Morgen bestritt ich den Fitnessstest, wir waren neun, am Nachmittag den Wissenstest, da waren wir noch sechs. Noch nie in der Geschichte der Stadtpolizei Zürich haben so wenige an einem Fitness- bzw. Wissenstest teilgenommen. Das konnte uns nur recht sein, die Atmosphäre wurde familiärer. Wer hätte gedacht, dass sich unter diesen sechs ein zukünftiger Schulkollege befindet, mit dem ich noch am selben Tag etwas essen und trinken ging! Zumindest waren wir alle sehr angespannt. Es war ein langer Tag, und das Resultat wird uns erst nächste Woche mitgeteilt. Warten und nochmals warten. Umso erfreulicher war das Ergebnis, ich bleibe weiterhin im Rennen. Die Zeit der Abklärungen begann. Leumund, Eigentumsvorbehalt, Familienverhältnisse, Schulden usw., alles wurde abgeklärt, nichts ist ihnen entgangen. Als Höhepunkt folgte einige Zeit später die Einladung zum Vorstellungsgespräch, zur psychologischen Eignungsuntersuchung und zur ärztlichen Tauglichkeitsabklärung. Gespannt, schweisstriefend sass ich da und drehte meine Hände ineinander. Mein Herz schlug kräftig, als plötzlich die Türe aufging: «Guten Morgen, Herr Hasler, darf ich Sie bitten einzutreten.» Ich stand auf, bemerkte sein Namensschild, blickte tief in seine Augen und grüsste ihn. Einfach locker bleiben, immer ehrlich sein, dann geht schon nichts schief. Im Raum sassen zwei weitere Männer, mit Krawatte, in Schale gekleidet. Dasselbe Spiel mit der Begrüssung. Sie sassen hinter einem Schreibtisch, der eine rechts, der andere links und der dritte gegenüber, dieser leitete auch das Gespräch. In seinen Händen hielt er eine Aktenmappe. Dann begann er das Gespräch

sachlich einzuleiten, und schon bald legte ich die Spannung ab. Doch der eine rechts, der sass regungslos da, ohne Mimik, kalt betrachtend. Was läuft wohl in seinen Gedanken ab? Der andere links schien von meinen Aussagen begeistert, und doch hielt er sich aus der Diskussion raus. Wieder konzentrierte ich mich auf mein Gegenüber. Plötzlich jagt er mich in eine Fangfrage. Schweigen. Meine Augen, mal links, mal rechts. Schweissperlen glitten von der Achselhöhle über meine Rippen bis nach unten. Ich darf nicht zu lange warten, sonst erwecke ich Unsicherheit und Unglaubwürdigkeit. Sag was! Die Gedanken streifen hin und her. Ich bleibe ehrlich und sage meine Meinung, ungeachtet dessen, was er davon hält. Puhhh, das war knapp. Er gab sich zufrieden, und schon kurze Zeit später musste er das Gespräch abbrechen, die Zeit ist abgelaufen, der nächste wartet. Gelöst, nein, befreit verlasse ich das Gebäude, tief atme ich die frische Luft ein. Es blieb mir nur wenig Zeit, mich zu erholen. Bereits befinde ich mich im Wartesaal des Arztes, der von der Stadtpolizei beauftragt wurde, mich gründlich zu überprüfen. Dann die Begegnung, ich ziehe mich aus – wie immer fühle ich mich dabei gehemmt –, und schon tastet er mich von Kopf bis Fuss ab. Die Ergebnisse sind ausgezeichnet. Er lobt meine Muskulatur, besonders die Beinmuskulatur. Schon darf ich meine Kleider wieder anlegen. Ich drücke ihm das ausgefüllte Formular in die Hände. Alles wollten sie wissen: Krankheiten, Unfallursachen, Todesursachen, Allergien, und das Ganze von der gesamten Familie, Grosseltern, Eltern, Onkel, Tanten, Schwestern, Cousins usw., einfach alles. – Wissen Sie, erst einige Zeit später erfuhr ich durch Zufall wieso, zumindest nehme ich das aus folgendem Grund an: Der Sohn einer Bekannten hatte sich vor Jahren ebenfalls bei der Stadtpolizei Zürich beworben. Seine Prüfungsergebnisse waren sehr gut. Eines Tages erhielt er jedoch eine Absage von der Stadtpolizei, weil es in seiner Familie, namentlich bei seinem Grossvater, eine vererbte Krankheit gibt. Verstehen Sie das? – Nach kurzer Besprechung mit dem Arzt war auch diese Hürde

geschafft. Über die Mittagszeit konnte ich kaum etwas essen. Die Zeit verstrich, und schon sitze ich in einem öden, kalten Raum. Der Psychologe, ich und ein weiterer Kandidat füllten das Zimmer. Nach einer kurzen Vorstellung gab er bereits Instruktionen über den bevorstehenden Test. Sofort fand ich Sympathie zu ihm. Jedem drückte er ein Heft in die Hand. Es beinhaltete mehrere Aufgaben: Zeichnungen vervollständigen und erstellen, Symbole zuordnen, Buchstabenreihen weiterführen usw. Der viel umstrittene Baum wurde sogar wieder zum Leben erweckt. Angeblich ist so ein Baum sehr aussagekräftig. Letztlich führte der Psychologe noch ein persönliches Gespräch mit mir, er wollte herausfinden, ob ich geeignet und belastbar bin und über das nötige Durchhaltevermögen verfüge. Fast drei Stunden verbrachte ich beim Psychologen, Wahnsinn.

Jeden Tag wartete ich darauf, Bescheid zu erhalten, vergeblich. Tag für Tag eilte ich zum Briefkasten. Die Nervosität bäumte sich auf, ich wurde immer unruhiger. Ich fühlte mich unter Druck wegen des erwarteten Bescheids. Alle wussten von meinen Prüfungen, ich wollte nicht im letzten Moment abgelehnt werden, zu gross wäre die Enttäuschung und die Scham. Und sowieso, wie würde es weitergehen? Nach dem Motto, besser keinen Bescheid als einen negativen. Ich wusste, dass noch vor Ende Juni Bescheid kommen muss, damit man die Möglichkeit hat, seine aktuelle Arbeitsstelle noch termingerecht zu kündigen. Der Tag nahte. Ich öffnete das Fach und sah den Brief. Mein Herz explodierte. Ein Brief kann mein ganzes Leben verändern. Sollte ich ihn sofort öffnen oder zu Hause bei Familie. Sollte ich mich verkriechen. Tausende von Gedanken in Bruchteilen von Sekunden. Ich konnte kaum atmen, ich öffnete ihn sofort. «Ich gratuliere Ihnen zum erfolgreichen Abschluss...» Mehr wollte ich gar nicht wissen. In drei Monaten beginne ich eine neue Anstellung bei der Stadtpolizei Zürich. Danke, danke! Ohne zu zögern, eilte ich nach Hause zu meiner Mutter. Ich platzte in ihre Wohnung und fiel

ihr in die Arme. Die Erleichterung zeigte sich in meinen Tränen, ich habe es geschafft.

Wieso war mir diese Anstellung von solch grosser Bedeutung: Habe ich als Junge doch immer davon geträumt. Allen habe ich davon erzählt. Ich hätte mich geschämt und lächerlich gemacht. Auf eigenen Füßen wollte ich stehen. Denn zu dieser Zeit lebte ich zur Überbrückung bei Freunden. Meine Eltern waren geschieden, und unser Elternhaus wurde vermietet. Vor allem aber war ich von der Arbeit als Polizeibeamter begeistert und überzeugt. Eigentlich hatte ich keine Vorstellungen betreffend die Arbeit eines Polizeibeamten, es waren meine Gefühle, die mich hierhin führten.

Ein Polizist schreibt auf...

Der Tag war gekommen. Insgesamt dreissig Aspiranten, darunter acht Frauen, fanden sich in einem grossen Raum ein. Jeder erhielt einen zugewiesenen Platz, wir sassen in alphabetischer Reihenfolge. Die meisten waren zurückhaltend, nur zögerlich suchte man den Kontakt zum anderen. Die üblichen Fragen: «Wie heisst du, was machst du, woher kommst du usw.?» Bereits nach dem ersten Tag spürte ich gewisse Sympathien einzelner Mitstreiter. Innerhalb der ersten Woche lernten wir uns besser kennen – schliesslich werden wir die nächsten zwei Jahre zusammen verbringen. – Ebenso wurden wir mit Schul- und Polizeimaterial überschwemmt, es sollte uns ja nicht langweilig werden. Trotzdem blieb uns kaum Zeit zu atmen. Schlag auf Schlag. Das Alter meiner Mitschüler belief sich von zwanzig bis zweiunddreissig Jahren. Für viele war es ein schwerer Schritt, wieder in die Schule zu gehen. Stellen Sie sich vor, von morgens früh bis in den späten Nachmittag eine Lektion nach der anderen. Schwierig aber war es vor allem in bezug auf die verschiedenen Fähigkeiten der Schüler. Der eine war Koch, der andere Student, wieder eine andere Krankenpflegerin, jeder hatte ein anderes Wissen, andere Vorstellungen. Die Hälfte aller Schüler beherrschte das Zehnfingersystem nicht, diese mussten es sich in Zusatz- und Heimlektionen innerhalb dreier Monate aneignen. Andere bekundeten grosse Mühe im allgemeinen Recht. Die grösste und mühsamste Hürde war wohl die deutsche Sprache. Jeder spricht zwar Deutsch, doch Rechtschreibung, Grammatik und Interpunktion...! Können Sie sich vorstellen, da arbeiten Sie bis zu zehn Jahren in Ihrem Beruf und plötzlich sitzen Sie wieder in der Schulbank und müssen die ganze deutsche Sprache hervorkramen. Sie beginnen mit «der, die, das, ich, du, er» usw.! Erkennen Sie die Probleme? Der eine ist absolut überfordert, er ist sich nicht gewohnt zu lernen. Ein anderer zeigt absolut kein Interesse, wieso denn auch, bis jetzt ist es auch ohne gegangen. Und ein dritter langweilt sich, weil er die Materie noch bestens

kennt! Parallel zu den Theoriestunden übten wir uns regelmässig in Selbstverteidigung (Jiu-Jitsu), Schwimmen, wir übten im Hinblick für das Lebensrettungs-Brevet SRLG I, und Schiessen. Dieses erlernten wir vorerst mit Luftpistolen, das wirkt sich langfristig gesehen besser auf die Präzision aus. – Wie anspruchsvoll ist es doch, dreissig junge Leute zusammenzuwürfeln und zu Polizeibeamten zu formen. Sie haben kein Interesse, die Schulbank zu drücken, sie wollen raus und Polizeiarbeit verrichten.

Mir erging es nicht anders. Obwohl, eigentlich besuchte ich die Schule gerne, das Team, neue Themen und ein klares Ziel waren stets meine Motivation. Vor nicht allzu langer Zeit war ich selbst auch noch Schüler in der Kaufmännischen Schule, und gerade diese Ausbildung brachte mir grosse Vorteile, besonders bezüglich Deutsch und dem Recht. Ich kannte somit auch meine Lemmethodik. Andere gaben sich wirklich Mühe, scheiterten aber daran, dass sie nicht wussten, wie sie lernen müssen. Schon bald spürte ich, dass ich bereits mit geringem Aufwand ansprechende Ergebnisse erzielen konnte.

Nach einigen Wochen Theorie zogen wir uns alle in die Weihnachtsferien zurück. Im neuen Jahr genossen wir die Möglichkeit, eine Sportwoche im bekannten Filzbach zu absolvieren. Nach einem längeren Theorieblock gab uns diese Woche die nötige Motivation zurück, uns wieder in den grauen Alltag der Theorie zu stürzen. Doch es wurde zunehmend interessanter, wir wurden nämlich für das bevorstehende Praktikum vorbereitet. Darauf haben wir gewartet, endlich in Uniform auf der Strasse! Diese nicht ganz einfache Aufgabe bedarf guter und intensiver Vorbereitung. So diskutierten wir über mögliche bevorstehende Ereignisse. Vorträge wurden gehalten, Filme gezeigt und Unterlagen abgegeben. Erstmals kamen wir in den Genuss von nicht alltäglichen Bildern: Wir sahen ein Video. Kein Kommentar, nur Musik begleitete die Bilder, Unglücksfälle. Ein

Verkehrsunfall war zu sehen, die Kamera schwenkte langsam, geradezu bedacht im Kreise. Zwei zertrümmerte Autos konnte ich erkennen. Plötzlich, da lag ein Kopf auf der Strasse, wirklich nur der Kopf, beim Crash musste er abgetrennt worden sein. Schweigend zum nächsten Beitrag. Es war ein brennendes Haus. Ein Kampffjet ist auf das Haus gestürzt. Überall stieg der Rauch empor, inmitten der Trümmer lagen verkohlte Leichen, ein Anblick des Grauens. Noch mehr solcher Beiträge wurden uns vorgeführt. Dann wurde der Raum wieder erhellt. Einigen stand der Schrecken ins Gesicht geschrieben. Andere begannen zu scherzen. – Wissen Sie, genau das habe ich an mir selber festgestellt. Mehr und mehr begann ich über solche schlimme Ereignisse zu scherzen. Als ob sie geradezu lustig wären. Das nennt man Selbsthilfe, sich nicht im Gefühlsleben berühren zu lassen. So überwindet man das Schrecklichste aller Schrecken. Im Kreise der Polizei begann ich mich sprachlich anzupassen. Meine Aussagen wurden sarkastisch, manchmal primitiv. Es wurde dort gelacht, wo andere weinen und tief verletzt sind. Diese Veränderung nahm während den zwei Jahren Polizei immer mehr und mehr zu, ich konnte es nicht stoppen, ich wollte es nicht, es war ein Selbstschutz. Als einmal ein Mensch von einem Zug angefahren wurde, flog ein Rega-Helikopter an die Unfallstelle. Als er nach längerer Zeit nicht wieder weggeflogen ist, scherzte ich: «Ach, der ist sicher tot, verblutet oder zerrissen, ansonsten wäre die Rega längst wieder unterwegs.» Schlimm, nicht wahr? Ich konnte meine Äusserungen gar nicht mehr kontrollieren, ich habe mich so sehr daran gewöhnt. Mein Empfinden wurde kalt und meine Gefühle waren eingefroren.

Gut vorbereitet startete ich ins Praktikum. Ich machte mir keine Vorstellung, wie der Polizeiberuf wirklich ist, so blieb ich vorurteilslos und anpassungsfähig. Der Schichtbetrieb schränkte mich als erstes ein. Meine Freizeit konnte ich nur noch selten mit Freunden gestalten. Manchmal war ich bereits um fünf Uhr auf den Beinen, manchmal die ganze Nacht, am Wochenende oder eben zu anderen Zeiten.

Damals lebte ich noch alleine und fand keine Lust, für mich alleine zu kochen. Nun schränkte mich nicht nur die unregelmässige Arbeitszeit, sondern auch noch die einfachen Schnellmahlzeiten ein. Das alles nahm mir schon von Beginn weg die Freude an der Arbeit. Schnell spürte ich die Unzufriedenheit, ich glaubte aber noch an eine temporäre Gefühlserscheinung. Mein erster Arbeitstag war an einem Sonntag. Ich hatte die Ehre, am Morgen mit dem Streifenwagen mitzufahren. Wir waren zu dritt. Mein «Polizeigötti», er begleitete und betreute mich während des ganzen Praktikums, war der Fahrer. Wir standen mit dem Auto auf dem Trottoir, um gerade einen Strafzettel auszufüllen, als über Funk die Meldung der Zentrale eintraf, dass es einen Bankalarm gegeben hatte. Sofort starteten wir den Streifenwagen und rasten los. Mit bis zu 120 km/h rasten wir die Strasse hinunter, kurz vor einer Verzweigung verlangsamten wir aus Sicherheitsgründen die Fahrt. Das Hom wollte mein Polizeigötti nicht einschalten, die Leute müssten an einem Sonntagmorgen nicht unnötig geweckt werden, meinte er. Es war meine erste Blaulichtfahrt. Ehrlich gesagt, ich hatte schon ein mulmiges Gefühl. Vor Ort schnappte sich jeder seine Maschinenpistole und seinen Helm. Doch zur selben Zeit kam auch schon der Hauswart. Fehlalarm, beim Betreten des Gebäudes hatte er nicht die komplette Anlage ausgeschaltet. Nun gut, meinen Spass und die erste Blaulichtfahrt hatte ich sowieso. Leider folgte jetzt auch noch der Schreibkram. Glauben Sie mir, bei der Polizei wird mehr geschrieben als etwas anderes. Während dem Praktikum habe ich unzählige Verzeigungen geschrieben. Wissen Sie, wie ich dazu gekommen bin? Wenn es in unserem Stadtteil einmal ein wenig ruhig war, kam irgendeiner auf die Idee, den rollenden Verkehr zu beobachten. Aber nicht irgendwo, sondern genau dort, wo die Verkehrsteilnehmer eine Sicherheitslinie überfahren könnten. Es ging nicht um die hochlobende und bedeutende Verhältnismässigkeit oder Vernunft, die vom Polizeibeamten verlangt wird. Nein, die Polizeibeamten werden nach einem Strichsystem beurteilt. Nach

dem Prinzip: Jeder Rapport ergibt einen Strich, wer am meisten davon hat, erhält dann eben die beste Qualifikation. Können Sie die Verhältnismässigkeit nachvollziehen? Es war eine grosse übersichtliche Kreuzung, mal mehr, mal weniger Verkehr. Wir versteckten uns hinter den Autos oder einer Hausecke. Sobald einer die Sicherheitslinie überfahren hatte, wurde er durch uns angehalten und verzeigt. Bei Verzeigungen und Bussen wurde oft willkürlich und ohne Rücksicht auf die Umstände gehandelt. Einmal musste ich jemanden verzeigen, weil er sein Fahrzeug ohne Kontrollschilder auf öffentlichem Grund abgestellt hatte. Die einen sagen, jawohl richtig, die anderen, was soll denn das? Wissen Sie, wann man im Strassenverkehr von öffentlichem Grund spricht? Als Strassen gelten alle als Verkehrsfläche benutzbaren Ebenen. Nicht das Grundbuchamt entscheidet über privaten oder öffentlichen Charakter einer Verkehrsfläche, sondern die Benützungsmöglichkeiten. Strassen sind dann öffentlich, wenn sie einem unbestimmbaren Benützerkreis offenstehen. Parkplätze eines Restaurants mit dem Hinweis «Nur für Gäste» sind also öffentliche Verkehrsflächen. Ihr Privatgrund vor dem Haus, der weder mit einer Tafel als solcher gekennzeichnet noch gelb markiert ist, zählt ebenfalls zum öffentlichen Verkehr. Wenn Sie nun Ihr Auto ohne Kontrollschilder dort abstellen, hätten Sie gedacht, dass Sie sich strafbar machen? Jeder mit gesundem Menschenverstand würde nein sagen. Ein anderer stellte mehrmals sein Auto auf dem Trottoir vor seinem Restaurant ab. Selbst den musste ich verzeigen, obwohl er jedesmal schwerere Gegenstände tragen musste. Zudem war es jedesmal abends spät, es hatte keinen Strassenverkehr, überhaupt, das Restaurant war abgelegen im Dunkel. Solche Nörgeleien quälten mich selbst, Schikane gegenüber den Bürgern.

Der grösste Haufen aller Anzeigen ergab sich vor allem aus Diebstählen, Sachbeschädigungen oder privaten Streitereien. Nicht selten kam es vor, dass wir spätabends über Funk aufgeboten wurden, we-

gen Lärmbelästigung auszurücken. Auf der Fahrt zum Tatort diskutierten wir die Möglichkeiten. Ehe Streit war immer ein in Erwägung zu ziehender Grund. So vergassen wir niemals, Tränengas mitzunehmen. Ehe Streit kann sehr gefährlich sein. Als Polizeibeamter mischen sie sich in private Angelegenheiten ein, und das, um die Nachbarn mit etwas Ruhe zu befriedigen. Einmal fuhren wir in eine Wohnsiedlung. Wir meldeten uns beim Anzeigenden, der uns sofort mitteilte, woher der Lärm kam. Schreie und ein Weinen hörten wir, vor der Türe stehend, Mann, Frau, Kinder? Wir klingelten. Die Türe öffnete sich. Eine Frau und ein kleines Kind, vielleicht drei Jahre alt, standen tränenüberströmt an der Türe. Ihr Ehemann befand sich etwas weiter zurück. Er begann uns zu beschimpfen. Sachlich und doch angespannt fragten wir die Frau, was geschehen sei. Längst hatten wir ihre blauen Flecken im Gesicht und an den Armen bemerkt. Zögernd, ängstlich und mit dem Mann im Nacken äusserte sie sich: «Es ist alles in bester Ordnung, es ist nichts geschehen.» Ihr Ehemann: «Gehen Sie, das geht Sie überhaupt nichts an.» Solange die Frau nicht aussagt, dürfen wir nichts unternehmen. Wir bitten die Familie, etwas leiser zu sein. Voller Wut laufen wir zu einer anderen Türe, von wo aus ebenfalls Lärm zu hören war. Wiederum klingelten wir. Ein älteres italienisches Ehepaar öffnete uns die Türe. Sie weinte und brüllte in ihrer Muttersprache durchmischt mit Deutsch. Der Ehemann sass betrunken am Tisch. Sie flehte uns um Hilfe an. Ihr Mann sei ein Alkoholiker, und die Kinder seien seinetwegen ausgezogen, sie fühlte sich hilflos und alleine. Der Ehemann beschimpfte sie mit Schwein, Hure, blöde Frau und dergleichen, einfach abscheulich und verwerflich. Ich versuchte sie zu trösten. Nach etwa einer halben Stunde kehrte etwas Ruhe ein, was uns erlaubte, die Siedlung zu verlassen. Es war nicht das letzte Mal, dass wir wegen Lärm oder eben Ehe Streit ausrücken mussten. Diebstähle sind weitaus friedlicher, dafür aber umso schreibintensiver. Während dem Praktikum hatte ich nicht allzu viele Diebstahlsanzeigen. Trotzdem erschien es mir als Unkraut unseres Beamtentums. Da kam eines Nachmittags

eine Frau auf die Wache, um eine Diebstahlsanzeige wegen ihres Portemonnaies zu erstatten. Dieses befand sich in ihrer Handtasche, welche sie auf einer Konsole einer Kasse abgestellt hatte, immer im Blickbereich. Da frag ich mich, sind die Diebe so geschickt oder die Opfer so umständlich? Zumindest hatte sie horrend viel Geld bei sich. Nur selten handelte es sich um eine geringfügige Geldsumme. Ebenso waren es vorwiegend Frauen, denen die Handtasche oder das Portemonnaie gestohlen wurde. Die Männer unterlagen meistens den Fahrzeug-, Aktenkoffer- oder Nateidiebstählen. Einer meldete den Diebstahl seines Fahrzeuges. Daraufhin schrieb ich einen Telex, wonach das Auto in der ganzen Schweiz als gestohlen gemeldet galt. Noch am selben Tag rief mich der Bestohlene an und teilte mir mit, dass er aus reinem Zufall sein Auto gefunden habe. Sofort rückten wir an die Fundstelle aus. Tatsächlich, das Auto war aufgebrochen worden. Der Täter musste sich in der Nähe aufhalten, vielleicht im Wohnblock nebenan? Aufwand und Zeit standen angeblich nicht im Verhältnis, weshalb wir keine Beobachtung oder Suche nach dem Täter starteten. Wir nahmen überall am Auto mittels Klebeband Spuren auf. Kurz bevor wir gehen wollten, kam einer von uns auf die Idee, im Kofferraum nachzusehen. Es hat sich gelohnt. Da war ein grosser, schwerer Koffer drin, der vom Täter sein musste. Diesen nahmen wir mit auf die Wache. Die Neugierde war gross. Mit Gummihandschuhen gekleidet, öffneten wir den Koffer. Er war vollgestopft mit vermutlichem Deliktsgut. CDs Musikkassetten, Funkanlagen, Zigarettenstangen, hervorragend gefälschte Fahrzeugausweise, diverse Autoschlüssel und sogar Kokain befanden sich darin. Das gab ziemlich viel zu schreiben. Der Täter wurde nie ausfindig gemacht!

Im Nachtdienst gönnten wir uns immer ein vorzügliches Nachtessen, meist war unser Wachtchef der ausgezeichnete Koch. Ein Gläschen Rotwein ergänzte dann noch das Essen. Wenn möglich assen wir alle zusammen, was aber aufgrund unseres Dienstes nicht immer möglich

war. Gelegentlich gab es auch spontane Unterbrüche beim Essen, so zum Beispiel, als wir durch einen Grossalarm gestört wurden. Ausserhalb unserer Stadt ereignete sich eine Schiesserei, bei der es Tote zu verzeichnen gab. Annahmen zufolge könnte der flüchtende Täter in Richtung Stadt fahren, weshalb wir einen zum Voraus bestimmten Standpunkt mit dem Streifenwagen besetzen mussten. Nach Bezugnahme unseres Standpunktes begann das lange Warten. Unser Beifahrer rüstete sich mit Helm und Maschinenpistole aus. Wir sassen im Streifenwagen und kannten einzig die Beschreibung des Fluchtfahrzeuges. Jedes Fahrzeug, das sich uns näherte, liess unser Herz höher und höher schlagen. Könnte es der Täter sein? Ist er allenfalls noch bewaffnet? Das Auto nähert sich. Zwei, drei Autos fahren an uns vorbei, doch keines entspricht der Beschreibung. Wieder warten wir. Mehrere Autos passieren uns. Eines könnte das Fluchtauto sein. Wir lassen den Motor an und das Blaulicht laufen. Innert Kürze erreichen wir ein gewaltiges Tempo. Nun fahren wir parallel zum Fluchtauto. Fehlschlag. Die Beschreibung stimmt nicht überein. Es ist ein falsches Fahrzeug mit ähnlicher Farbe, gefüllt mit jungen Leuten. Wieder fahren wir zurück an unseren Standpunkt. Etwas später erreicht uns die Nachricht, dass sich der Täter gestellt hat. Die Übung ist also abgebrochen, und unser Essen war in der Zwischenzeit kalt geworden. Der Adrenalinschub war es uns aber wert. In einer anderen Nacht waren wir spät auf den Strassen unterwegs. Über die Zentrale empfangen wir eine Meldung, wonach ein Mann massiv mit einem Messer bedroht wird. Mit Blaulicht eilen wir an die genannte Örtlichkeit. Wir entdecken einen Mann mit Hund. Er winkt uns hektisch zu. Den Streifenwagen parkieren wir an einem geeigneten Ort und laufen dann zu dem sichtlich aufgeregten Mann. Sein grosser, robuster Hund schien verängstigt. Der Mann schimpft über einen grossen, blonden Mann und zeigt uns ein Schaufenster, das mit einem Stein eingeschlagen worden war. Er informiert uns darüber, wonach der Täter weitere Scheiben eingeschlagen haben soll. Dabei

konnte er ihn beobachten und wurde von demselben bemerkt. In der Folge eilte dieser schnell weg. Er sei ihm aber bis ins Wohn- und Arbeitsheim gleich hier um die Ecke gefolgt. Dort kam es zum Wortwechsel, und dann war er mit einem Messer bedroht worden. Mein Polizeikollege kannte das Wohnheim. Dort angekommen, befragten wir die Hauswache, einzig mit der wagen Beschreibung eines grossen, blonden und kräftigen Mannes. Sofort war ihnen klar, wen wir meinten. Einer der Heimverantwortlichen übernahm die Verantwortung, den Beschriebenen zu holen, obwohl sie uns vor ihm warnten, er sei oftmals unkontrolliert und sogar gefährlich. Gespannt warteten wir unten im Foyer. Plötzlich kam er mit schweren Schritten daher. Seine Postur überragte uns alle. Ich spürte Nervenkitzel und Angst. Vorerst wollte er alles abstreiten, doch nach einer Gegenüberstellung vor Ort gestand er die Sachbeschädigung und Bedrohung. Kurze Zeit später traf der angeforderte Kastenwagen ein. Anstandslos bestieg er den Wagen und wurde auf die Wache verbracht. Auf der Wache wurde er durch meinen Polizeigötti vernommen. Es war ein normaler Schreibraum, die Fenster waren jedoch mit Eisenstäben verriegelt, da und dort versucht der eine oder andere auch einmal abzuhebeln. Der grosse Blonde verhielt sich aber ruhig. Bei der Einvernahme begann er von einem fremden Wesen zu sprechen. Er hält sich den Kopf und schreit nach Hilfe. Immer wieder versucht er uns klarzumachen, dass es im Schreibraum nur so wimmle von fremden Wesen, überall seien sie. Sie lassen ihn nie in Ruhe, deshalb habe er die Scheiben eingeschlagen, um auf sich aufmerksam zu machen. Insgesamt habe er Dutzende Scheiben eingeschlagen. Jedesmal habe er sich bei der Polizei gestellt, aber die glaubten ihm nie. Er brauche Hilfe. Mein Polizeigötti bat mich, auf der Wache nach den fremden Wesen Umschau zu halten. Zwei Schritte vom Raum entfernt, rief mich der grosse Blonde zurück: «Ihr macht euch nur lächerlich über mich, glaubt ihr, ich sei verrückt?» Ja, den Eindruck hatte ich, obwohl ich auch feststellen musste, dass er noch sehr clever ist. Nach Rücksprache mit

unserem Chef liessen wir einen Notarzt bzw. Psychiater kommen. Über zwei Stunden haben wir auf sein Eintreffen gewartet, unser Täter wurde immer aufgeregter. Schonend erklärten wir ihm, dass dies ein Notarzt sei, der ihm helfen wolle. Zuerst traute er uns nicht, letztlich verschwanden der Psychiater und der Täter in einem Schreibraum. Nach ungefähr einer Stunde, es war schon frühmorgens, erschien der Psychiater. Sein Gesichtsausdruck verriet uns alles. Ein Notarztauto musste angefordert werden, der Täter wird in die Psychiatrische Klinik eingeliefert. Wiederum warteten wir beinahe fünf- undvierzig Minuten. Langsam begann der grosse Blonde unruhig zu werden: «Was soll das, ich will endlich nach Hause, lassen sie mich gehen. Ich bin nicht verrückt!» Seine Utensilien, unter anderem sein Messer, behielten wir bei uns, das verunsicherte ihn zusätzlich. Wir begleiteten ihn nach draussen, wo bereits das Notfallauto bereit stand. Höflich baten wir ihn einzusteigen. Er weigerte sich tatkräftig. Zu viert mussten wir handgreiflich werden, mit ein wenig Drücken und Biegen konnten wir seinen Widerstand brechen. Und ab ging es in die Psychiatrische Klinik. Unglaublich, eine Meldung durch unsere Zentrale, und ungefähr fünf Stunden später wurde ein Mann der Freiheit entrissen. Ich hatte damit zu kämpfen. Wir haben über ein Menschenleben entschieden, ob es nun frei oder unter psychiatrischer Betreuung eingesperrt bleibt. Verrückt, nicht wahr? Es wurde mir bewusst, welchen Einfluss ich als Polizeibeamter auf ein Menschenleben, auf ein Strafurteil nehmen kann. Mein Handeln an der Front ist so entscheidend. Wie wichtig ist es also, dass wir ehrliche, vernünftige, korrekte und menschliche Polizeibeamte haben!

In einer anderen Nacht, es war dunkel, kalt, und es schneite stark, erhielten wir eine Meldung, wonach eine Frau durchdrehen würde. Bevor wir an die Örtlichkeit ausrückten, überprüften wir die Frau auf allfällige vorgängige Einträge, weil sie dem Namen nach bekannt sein soll. Tatsächlich, diese Frau ist schon mehrmals aufgrund psychischer Nörgeleien und Lärmbelästigungen aufgefallen. Solche In-

formationen sind unheimlich wichtig. Sie beeinflussen unser Verhalten bzw. Handeln vor Ort. Die Frau war gefasst und erwartete unser Kommen, die Polizei war ihr nicht fremd. Im Nebenzimmer waren ihre beiden Kinder. Beide weinten unaufhörlich. Ich war bedrückt. Die Frau legte mehrere Passfotos auf den Tisch und behauptete fest, das sei ihr Sohn und das sei doch nicht ihr Sohn. – Verstehen Sie das? – Nach einem längeren Moment begriffen wir: Es war stets dieselbe Person auf dem Passfoto, ihr Sohn. Eines war ein aktuelles, eines war ungefähr vier Jahre alt, wieder ein anderes war sogar zehn Jahre alt. Starrköpfig und geistig verwirrt, behauptete sie, dass das eine nicht derselben Person des anderen entspricht und doch entspricht es derselben Person. Mal sei die Nase zu lang, mal sei sie wieder zu rund. Sie begann von ihrer Ehescheidung zu sprechen. Seit damals werde sie von ihren Kindern tyrannisiert. Vor ein paar Tagen sei ihr dreizehnjähriger Sohn mit anderen Schulkameraden nach Hause gekommen und habe die Wandschränke zerkratzt und die Wohnungseinrichtung kurz und klein geschlagen. Sie wisse aber ganz genau, dass es eigentlich nicht ihr Sohn gewesen sei, sondern ein Doppelgänger. Ihr ehemaliger Ehemann habe diesen extra angewiesen, in ihre Wohnung einzudringen und alles kaputt zu machen. Eigentlich sei es aber doch ihr eigener Sohn gewesen. – Ihre Aussagen widersprachen sich immer mehr und mehr. Sie erschien sichtlich geisteskrank. – Meine Aufmerksamkeit wurde durch das Weinen und Schreien der beiden Kinder abgelenkt. Ich empfand ein tiefes Mitleid, konnte aber überhaupt nichts dagegen bzw. dafür tun. Mein Polizeikollege verschwand mit den Kindern in den Schlafräumen. Dort hinterliess er ihnen eine Adresse und beruhigte sie. Die Adresse war den Kindern bekannt. Schon zu früheren Zeiten beanspruchten die Kinder Hilfe über diese Adresse. Die Frau hatte sich nun auch ein wenig beruhigt, obwohl sie nach wie vor uns gegenüber aggressive und beschämende Äusserungen aussprach. In der Gewissheit, dass den Kindern nichts passiert, nahmen wir uns einem anderen Auftrag an. – Ich werde die

Schreie und das Weinen der Kinder nie vergessen! – Gerne erinnere ich mich aber an meine erste abenteuerliche Verfolgungsjagd! Um Mitternacht fuhren wir durch einen dreispurigen Tunnel, als ich auf der ganz linken Fahrspur ein Motorrad ohne Kontrollschilder feststellte. Gefesselt von den wildesten Abenteuern, bat ich meine Kollegen, den Motorradfahrer anzuhalten. Erst nach einigem Flehen konnte ich sie dazu überreden. Wir wechselten ebenfalls auf die linke Fahrspur. Im selben Moment wechselte der Motorradfahrer aber eine Spur nach rechts. Dasselbe taten wir auch. Plötzlich verschärfte er sein Tempo und wechselte nochmals eine Spur nach rechts. Auf unserem Display erschien die Anzeige «Stopp Polizei». Er zeigte keine Reaktion und raste uns davon. Sofort setzten wir das Blaulicht und Horn und folgten dem Motorradfahrer. Er raste um einige Häuserblocks, das Verfolgen fiel uns schwer. Ständig teilte ich über Funk den Standpunkt mit, um die Verstärkung anzupeilen. Ich kannte die Strassen noch nicht allzu gut, weshalb mein Kollege den Funk übernahm. Mit 100 km/h fuhren wir über die Brücke dem Motorradfahrer hinterher. Vor einer Verzweigung bremste er stark ab und riss sein Motorrad nach rechts, dabei strömte schwarzer Rauch aus seinem Auspuff. Er fuhr also am Limit. Einen Meter Distanz hatten wir dabei, wir wollten ihn aber nicht tangieren, die möglichen Unfallfolgen wären nicht verhältnismässig gewesen. Verkehrsregeln kannten wir nicht mehr. Wir fuhren in Einbahnstrassen. Es war sehr eng und unser Tempo überdurchschnittlich hoch. Ich schloss die Augen und drückte mich in den Beifahrersitz. Unser Fahrer war sehr angespannt, bewahrte aber die nötige Ruhe und Sicherheit. Immer noch waren wir dicht hinter dem Motorradfahrer. Wieder ging es zurück über die Brücke. Erstaunlich viel Verkehr um Mitternacht, der uns aber in keiner Art und Weise behinderte. Nun drehte der Motorradfahrer nach rechts ab, und etwa zwanzig Meter später riss er sein Motorrad links herum. Eine Barriere versperrte den Weg in die Strasse. Der Motorradfahrer sprang über den Gehsteig links an der Barriere vorbei. Nun ist es vorbei, dachte ich.

Doch mein Kollege kannte keine Gnade. Ebenfalls prallte er mit einem satten Ruck über den Gehsteig. Das ist zu eng, dachte ich nun. Ohne Rücksicht auf Verluste raste mein Kollege auf dem Gehsteig durch die Verengung links an der Barriere vorbei. Die beiden Ausenspiegel krachten an die Mauer auf der linken und an die Eisenstange auf der rechten Seite. Mit einem Satz flogen wir über die ungefähr fünfzehn Zentimeter hohe Kante des Gehsteiges wieder auf die Strasse. Mein Angstschweiss ertränkte mich beinahe. Bei der nächsten Verzweigung verloren wir den Motorradfahrer aus den Augen. Zehn Minuten durchquerten wir die engen Strassen des Quartiers. Leider erhielten wir keine Verstärkung. Obwohl wir den Motorradfahrer nicht fassen konnten, hatte es ein glückliches Ende genommen. Ein ebenso glückliches Ende ereignete sich bei einem Nachtruhestörer. Sein Nachbar meldete uns, Schüsse aus dessen Wohnung wahrgenommen zu haben. Mit einer gehörigen Portion Vorsicht begaben wir uns mit dem Kastenwagen zum Tatort, man weiss nie, wie sich solche Täter verhalten werden. Vor uns eingetroffen sind die Überfallgruppe und der zuständige Streifenwagen. Die Überfallgruppe verteilte sich im ganzen Treppenhaus, vor allem aber in der Nähe der Wohnungstüre des Täters. Die Leitung übernahm ein junger Polizeibeamter aus eigener Initiative. Ich und mein Polizeigötti warteten draussen. Der leitende Polizeibeamte stellte sich neben die Eingangstüre und versuchte den Täter auf sich aufmerksam zu machen. Nach einigen Minuten kamen sie ins Gespräch, und der Täter schien ohne böse Absicht zu sein. Er öffnete die Türe anstandslos. Sofort wurde er von unseren Leuten überrannt. In der Folge wurde er uns zur Verhaftung übergeben, es war ein eher alter, wehrloser Mann. Wir verbrachten ihn auf die Wache zur Einvernahme. Seine Tatwaffe war eine Kalaschnikov, mit dieser schoss er willkürlich in seiner Wohnung herum. In seiner Wohnung konnten mehrere Einschüsse festgestellt werden. Seinen Aussagen zufolge wollte er die Kalaschnikov zu seinem Eigenschutz testen.

An einem friedlichen und ruhigen Frühlingsnachmittag erreichte uns ein Funkspruch der Zentrale, wonach eine Frau über die Telefonauskunft um Hilfe gebeten habe. Angeblich soll sie unter Lebensbedrohung stehen. Dieser Hinweis und eine Adresse war alles, was wir hatten. Wir zögerten keine Sekunde, um an die Örtlichkeit zu gelangen. Die Eingangstüre des Wohnblocks war verriegelt. Aufgrund der Namensschilder erkannten wir, dass sich die betreffende Person im dritten Stock befindet. Mit gutem Gewissen klopfen wir an ein offenes Fenster im Parterre und baten, uns die Türe zu öffnen. Wir rannten die Treppe hinauf – jeder im Wohnblock merkte nun, dass etwas vorgefallen sein musste – und hielten die Pistole schussbereit in der Hand. Mein Kollege polterte an die Tür und rief mit bestimmter Stimme: «Polizei, bitte öffnen Sie die Tür!» Zwei-, dreimal sprach mein Kollege, bis sich etwas am Türschloss bewegte. Alle waren wir gespannt, wir wussten nicht, was uns erwartet. Jeder war bereit zu schießen. Das Schloss war ausgeklinkt. Wir stürmten die Wohnung. Eine stockbetrunkene, alte Frau, es war eine Jugoslawin, torkelte in der Wohnung herum. Trotzdem durchsuchten wir alle Räume, um sicher zu gehen, dass sich niemand in der Wohnung befindet, der uns gefährlich werden könnte. In der Stube sass des weiteren noch ihre betagte Grossmutter im Rollstuhl, hilflos und armselig. Einige Einrichtungsgegenstände lagen umgestossen herum. Vielleicht war jemand hier, vielleicht auch nicht. Für uns war die Angelegenheit erledigt. Bevor ich noch den Raum verlassen konnte, fiel mir die alte Frau in die Arme. Aus ihrem Mund roch es nach vergammeltem Alkohol. Sie sprach ihre Liebe zu mir aus. Ich solle ihr helfen, ich dürfe sie nicht verlassen. Ich versuchte die alte Frau von mir loszureissen, vergeblich. Sie umklammerte mich mit ihrer ganzen Kraft: «Ich liebe dich, hilf mir, verlass mich nicht!» Wieder riss ich ihre Hände von meiner Uniform, ich wollte ihr nicht weh tun. Endlich gelang es mir. Mein Kollege rief mir zu: «Lass uns abhauen, nichts wie weg!» Stürmisch rannten wir aus der Wohnung,

die Treppen hinunter. Die übrigen Bewohner starrten uns nur so an. «Haut ab», riefen wir ihnen zu, «haut ab.» Für Erklärungen blieb keine Zeit. – Solche Erlebnisse erheitern unseren Polizeiberuf, auch wenn etwas Dramatik und Tragödie damit verbunden ist.

Während dem Praktikum fühlte ich mich nicht sehr wohl. Die Wache erweckte einen schmutzigen Eindruck, die Arbeitsräume waren veraltet und teilweise qualmte der Zigarrenrauch des Wachtchefs in jede Ritze und jedes Nasenloch. Wenn es auf der Wache ruhig war, erlaubte ich mir, im Nachtdienst auch mal fernzusehen. Später wurde mir das bei meiner Qualifikation vorgeworfen. Mein Polizeigötti meinte, dass er immer etwas zu tun gehabt hätte. In ruhigen Zeiten habe er dann eben Amtsbücher studiert oder Dienstanweisungen gelesen. – Nicht jeder hat dieselbe Philosophie. – Meine Qualifikation hielt sich in Grenzen. Glücklicherweise schätzte man meine Sprachkenntnisse. Italienisch war die am meisten benötigte Sprache. Sicherlich auf die Immigration der Italiener vor ungefähr vierzig Jahren zurückzuführen. In unserer Ablösung war ich der einzige, der italienisch sprechen konnte, ein kleiner Vorteil. War es einmal eine alte, engstirnige Hausherrin, die in ihrem Garten den Kehricht verbrannte, ohne zu wissen, dass das nicht erlaubt ist. Durch das Eisentor erklärte ich ihr auf italienisch den Sachverhalt, wonach sie zögerlich ihr Versprechen gab, den Abfall nicht mehr selber zu verbrennen. Ein anderes Mal platzten wir in die Wohnung einer italienischen Familie. Ihre Tochter hatte einen Abschiedsbrief geschrieben und ist seither nicht mehr aufzufinden. Wiederum verständigte ich mich auf italienisch. Bei solchen Situationen ist immer davon auszugehen, dass sich die Leute in unmittelbarer Nähe versteckt halten oder sich das Leben genommen haben. Dies musste mit der Familie besprochen werden. In der Folge durchsuchten wir den Keller, jedoch konnten wir die Tochter nicht auffinden. Als nächstes folgte der Speicher. Er war dunkel und mit Staub übersät. Mit meiner Taschenlampe zündete ich in jeden Winkel des Raumes. Jedesmal rechnete ich mit dem Schlimm-

sten. Wir haben die Tochter nicht gefunden. Die Angst blieb, obwohl die Erleichterung vorerst gross war, denn immerhin wurde sie noch nicht tot aufgefunden. Einige Tage später besuchten wir die Familie ihres Freundes. Die Eltern waren gerade beim Abendessen. Nur mit Mühe und Not konnten wir eine Einladung ablehnen. Wie gerne hätte ich doch teilgenommen beim SpaghettiesSEN. Die Eltern waren sehr erstaunt, denn sie wussten, dass ihr Sohn mit der vermissten Tochter nach Italien gereist war. Alle waren wir beruhigt, selbst die Angehörigen der Vermissten. Das Problem war vielmehr ihre Minderjährigkeit und dass der Freund von der Familie gehasst wurde. Diese Sorgen gingen uns jedoch nichts an, Hauptsache, ich konnte ein wenig italienisch sprechen.

Die acht Wochen Praktikum verliefen sehr schnell. Ich sammelte sehr viele Eindrücke und Erfahrungen, trotzdem konnte ich mir vom Polizeialltag noch keine detaillierten Vorstellungen machen. Was mir fehlte, war das selbständige Arbeiten, selber entscheiden, wie ich wann und wo handeln will. Die Polizeiarbeit hängt auch sehr stark davon ab, für welchen Stadtteil man zuständig ist. Jeder Stadtteil birgt seine eigenen Probleme und Tatsachen.

Spielerei und Ernst

Im Anschluss an das Praktikum wurden uns zwei Wochen Ferien zur Erholung eingeräumt. Danach holte uns wieder der graue Alltag der Theorie ein, aufgeheitert durch unzählige Erzählungen meiner Kollegen. Das Schulbankdrücken war jedoch nur von kurzer Dauer. Schnellstmöglich wollten sie uns für den Einsatz bei Demonstrationen ausbilden. Dafür kann man nie genug Männer aufbieten. Diesbezüglich wurde ein einwöchiger Kurs innerhalb eines Militärareals geplant. Aus Kosten- und Organisationsgründen wurden gleich drei Klassen zusammengezogen. Es gab durchmischte Gruppeneinteilungen. Somit lernte man andere Polizeikollegen kennen, und die Abwechslung förderte unsere Motivation. Wissen Sie, diese Woche war hart und anspruchsvoll. In den ersten Tagen wurde uns die Ausrüstung vorgestellt und das Schiessen mit Gummischrot, Gasgeschoss, Tränengas und sogenannten «Fröschen» (gasförmiges Handwurfgeschoss) beigebracht. Nicht nur die Anwendung, sondern auch die Folgen wurden uns praktisch vermittelt. Gruppenweise standen wir in unserer Uniform da, als aus ungefähr zwanzig Metern Distanz mit Gummigeschoss auf uns abgefeuert wurde. Das tat weh und hinterliess stellenweise blaue Flecken. Als unsere Gruppe für den Gaswerfer (ein auf dem Rücken getragener Tornister, gefüllt mit Wasser, flüssigem Gas und einer Sauerstoffflasche zur Druckerzeugung) ausgebildet wurde, immer mit Schutzmaske und entsprechender Ausrüstung, schossen andere aus Spass mit Gasgeschossen auf uns. Das Gas drang unter meine Schutzmaske, meine Augen begannen zu tränen, und das Atmen fiel mir schwer. Ich riss die Maske vom Kopf und rannte willkürlich herum. Ich konnte nichts mehr sehen und schrie, weil ich sehr empfindlich auf das Gas reagierte. Überall liefen mir Schweiß, Wasser und Sekrete übers Gesicht, ich kniete auf den Boden und weinte, bis ich mit einem Eimer kalten Wassers von dem Leid erlöst wurde. Noch beim Mittagessen spürte ich die Gasrückstände an meiner Uniform durch Reizungen in meinen Augen. Regel-

mässig eilte ich ins Badezimmer, um mit kaltem Wasser die Augen auszuwischen. Nachdem wir genügend ausgebildet waren, planten unsere Vorgesetzten eine richtige Demonstration. Einige auserlesene Freiwillige bildeten unsere Gegnerschaft bzw. die Demonstranten. Zwar war ich kein Demonstrant, doch ausgerechnet mich traf es als Gaswerfer, da ich doch so empfindlich auf Gas reagierte! Die Übung fand in einem Waldstück statt. An einem abgelegenen Ort bereiteten wir uns auf den Kampf vor. Als Gaswerfer musste ich das Gas in den Tornister abfüllen. Schon dabei goss ich mir das flüssige Gas über meine Hände, was sofort mit Wasser gereinigt werden musste. Als ich mir den Tornister auf den Rücken setzte, lief das mit Wasser gemischte Gas aus dem undichten Ventil meinen Rücken runter, nun war es aber zu spät, etwas dagegen zu unternehmen. Die Übung beginnt gleich. Mein Rücken brannte und ätzte, ich spürte die Reizungen und den Schweiß. Mit einem Einsatzfahrzeug begaben wir uns an einen zum Voraus bekanntgegebenen Standort, abgelegt in einem Waldstück. Über Funk hörten wir, dass die Demonstration bereits im Gang ist, doch unser Einsatz mit den Gaswerfern wurde noch zurückgehalten. Plötzlich erreichte uns der Befehl, zur Unterstützung nachzuziehen. Wir trafen ein, als das Gefecht schon auf höchster Ebene im Ausbruch war. Die Demonstranten zündeten ein Feuer an bei der durch uns erstellten Strassensperre und bewarfen uns mit Steinen und Holz. Sie waren mit Regenmantel und Kunststoffmaske geschützt. Ein Höllenlärm inmitten dieses Waldes. Wir sprangen vom Fahrzeug, rüsteten uns aus, stellten uns hinter den Zug und warteten auf den Befehl des Zugführers. Dann der Befehl, der Zug trat ein wenig beiseite, und ich rannte vor den Zug und sprühte das Gas über die Demonstranten hinweg. Dabei wurde ich mit Holz und Steinen beschossen, doch mit eisernem Willen und hartnäckiger Zielstrebigkeit hielt ich durch bis zum Rückzugsbefehl. So lief das einige Male ab, bis ich den Tornister geleert hatte und wechseln musste. Beim Besprühen der Demonstranten wurde ich selbst unweigerlich

mit Gas besprüht. Meine Kleidung war voll mit Gasrückständen. Aufgrund meines schweisüberströmten Gesichts verlor meine Schutzmaske an Vakuum und schützte mich überhaupt nicht mehr. Ausserdem konnte ich nichts mehr sehen. Ich hatte das Gefühl, im Tornister zu schwimmen. Nach meinem letzten Einsatz warf ich die Ausrüstung auf die Ladefläche und schrie um Hilfe. Ich konnte nichts mehr sehen, alles war verschwommen. Inmitten des Lärms und der Hektik versuchte ich, auf mich aufmerksam zu machen. Endlich die Erlösung, ein Kollege leerte mir kaltes Wasser über den Kopf. Sie können sich das Gefühl gar nicht vorstellen, von einer Höllequal erlöst zu werden!

Bei einer anderen Übung während desselben Kurses spielten wir «Räuber und Gendarm». Wiederum abgelegen in einem Waldstück kleideten sich einige Freiwillige als Drogenkonsumenten, andere als Dealer. Wir, die anderen, warteten einige hundert Meter entfernt auf unseren Einsatzbefehl. Dann stürmten wir los und umringten das Gebäude samt den Leuten. Flüchtende wurden verfolgt und zu Boden gerissen. Die Liegenschaft und die «gespielten» Konsumenten und Dealer wurden aufs Gründlichste durchsucht. Die Übung wurde am Ende besprochen und kritisiert. Eine abenteuerliche und spannende Woche neigte sich dem Ende entgegen. – Ich war froh darüber, denn obwohl ich viel Neues gelernt hatte, war es physisch doch eine starke Belastung. Vielleicht nur deshalb, weil ich so empfindlich auf Gas reagiert hatte?

Nach einem weiteren Schulblock genossen wir einen weiteren Kurs. Für drei Wochen reisten neunzig Aspiranten nach Thun in die Militärkaserne, um die Führerprüfung für schwere Motorräder abzulegen. Diejenigen, die bereits eine solche vorweisen konnten, wurden auf die Lastwagenprüfung vorbereitet. – Stellen Sie sich vor: Jeder «normale» Bürger muss sich zuerst während zwei Jahren mit einem 125er-Motorrad herumschlagen, bevor er die Prüfung für ein grösseres Motorrad ablegen darf. Und wir? Wir fahren schnell nach Thun,

üben während drei Wochen auf einem 350er-Motorrad und bestehen die Prüfung für die Kategorie A! In dieser Zeitspanne legte jeder ungefähr sechzig Fahrstunden ab und bestritt jeden Tag etwa vier Stunden Theorie über Getriebe, Hydraulik, Bremsen, Bereifung usw. Ja, da haben wir wirklich viel gelernt, es war auch sehr anspruchsvoll, doch bleibt es stets ein Privileg für Polizeibeamte. Sind wir ehrlich, heutzutage leben wir von Privilegien und Vitaminen. Sie wissen, was ich meine? – Nun, auf jeden Fall lernte ich das Berner Oberland etwas besser kennen und hatte dabei erst noch meinen Spass.

Viele Tage in der Schule erschienen mir unendlich lange. Ich sass da und ärgerte mich über die Materie, entweder interessierte sie mich nicht, oder aber sie wurde einschläfernd übermittelt. Manches Thema hätte effektiver vermittelt werden können. Zu Spitzenzeiten legten wir bis zu fünf oder gar sieben Prüfungen in der Woche ab, man gewöhnte sich schnell an diesen Rhythmus. Zu erwähnen bleibt aber die Tatsache, wie die Prüfungen abgelegt wurden. So kam es, dass ich bei der Zeugnisabgabe nachfragte, ob diese besprochen werden. Der Schulleiter verneinte, meinte jedoch, dass ich jederzeit mit ihm reden könne. So sprach ich meine Enttäuschung über die Polizeischule aus. – Wissen Sie, ich war enttäuscht. Zu Beginn glaubte ich, eine anspruchsvolle und leistungsbezogene Ausbildung ausgewählt zu haben. Leider war dem nicht so. Obwohl mir das lange Auswahlverfahren diesbezüglich Sicherheit gab, stellte ich fest, dass so fast jeder Polizist werden kann. In der Schule gab es beinahe keine Hürden. Bei den Prüfungen konnte jeder einen Spick nach Lust und Laune verwenden. Auch wenn der Lehrer, eigentlich waren es meistens Polizeibeamte aus dem eigenen Korps, davon Kenntnis hatte, es kümmerte ihn herzlich wenig, einem zukünftigen Kollegen will man ja auf gar keinen Fall ein Bein stellen. Was glauben Sie, wie viele Stunden vergeudet wurden, Stunden, die effizienter hätten genützt werden können? Diskussionen hier und dort, ach, du meine Güte, ich

begann etwa zehn bis fünfzehn Kaffees pro Tag zu trinken, nur, damit ich nicht einschlief! Apropos Einschlafen, die einen schliefen die Ausbildung durch, mit einem Sitzplatz in der hintersten Reihe ging das locker vom Hocker. Nichts gegen meine Kollegen, nein, ich hätte das ebenso gemacht – leider sass ich dem Alphabet entsprechend ziemlich weit vorne. Aber fragen Sie sich jetzt nicht selbst, wie gut qualifiziert ein Polizeibeamter am Ende seiner Ausbildung wohl ist. Sehen Sie, es gab auch anspruchsvolle Prüfungen, so zum Beispiel über die Stockhandhabung, ja, richtig, der schwarze, dicke Stock mit Griff, der bei falschem Einsatz zum Tode eines Menschen führen kann. Innerhalb zweier Tage erlernten wir fünfundvierzig Griffe und Schläge und allesamt auf englisch. Als Abschluss wurde eine theoretische und praktische Prüfung abgelegt, und jeder hatte wohl blaue Flecken und Muskelkater, so intensiv war das Training. Eine strenge Bewertung liess einige durchfallen. Toll! Ach was, ein halbes Jahr später wurden dieselben zu einer zweiten Prüfung zugelassen. Selbst die Unfähigsten gelangten irgendwann zu ihrem Abschluss! Und so war das durchwegs überall. Ich bin sicher, der Bürger will qualifizierte und gut ausgebildete Polizeibeamte auf den Strassen antreffen, diese werden ja auch von ihm mittels Steuergelder finanziert. Ob das mit einer solch inkonsequenten und disziplinlosen Ausbildung gewährleistet ist? – Ach, übrigens, während der Ausbildung wurden wir voll entlohnt. – Nun wurde mir aber klar, weshalb es so viele unfähige Polizeibeamte gibt. Unfähig in verschiedener Hinsicht. Was erwarten Sie von einem Polizeibeamten? Verhältnismässigkeit, Vernunft, Toleranz, Ehrlichkeit, Menschlichkeit? Das können Sie haben, solche Polizeibeamte gibt es viele, aber kennen Sie auch die anderen? Ich kenne sie. – Manch einer wurde von der Schule gespickt, weil er sich strafbar machte. Einer wurde aus der Schule entlassen, weil er sich privat verschuldet hatte und dies angeblich nicht tragbar sei. Manch einen, der überzeugend für eine Veränderung argumentierte, manchmal auch etwas kritisch war, einer, der eben nicht zu allem Ja und Amen sagte, den liess man vorerst gewähren – man hatte ja auch

keine Gegenargumente –, später wurde diesem dafür eine nachteilige Qualifikation verpasst, oder er wurde eine Stufe zurückgestellt. Sie konnten mit uns tun und lassen, was sie wollten. – Aber die wirklich faulen und unfähigen Eier hielten sich mit einer braunen Zunge in den Reihen. Diese liess man auch gewähren, immerhin mussten sich die Vorgesetzten nicht fürchten, dass sie durch diese abgelöst würden. Die machten alles, was man ihnen sagte, sie waren gehorsam und unauffällig. Wo liegt nun aber die Grenze, wer unfähig und wer geeignet ist? Ich glaube, und das ist meine Meinung, die wirklich Unfähigen sind in ihrer Persönlichkeit unfähig, sie sind arrogant, eingebildet und überheblich. Diese Eigenschaften passen nicht zur Polizeiarbeit. Aber ich kenne auch viele würdige und gute Polizisten, wirklich, die sind nicht böse, es sind Menschen wie Sie und ich.

Nach dem ersten Ausbildungsjahr wurden wir zu Polizeibeamten vereidigt. Jeder hatte sehnlichst darauf gewartet, denn erst jetzt sind wir richtige Beamte. Das mussten wir auch sein, da wir im zweiten Ausbildungsjahr vorwiegend praktische Tätigkeiten ausführten, die das Beamtentum voraussetzten. Die Ausbildung wurde zusehends interessanter. Einen Sicherheitspolizeikurs bestritten wir in Chur. Es handelte sich weniger um eine Ausbildung in bezug auf unsere bevorstehenden Tätigkeiten, vielmehr aber um ein einmaliges Abenteuer. Seiltechnik, Häusersturm mit Panzerwesten, Umgang mit der Dienstwaffe und der Maschinenpistole in der Praxis, Verhaftungstechnik mit und ohne Streifenwagen und vieles mehr wurde uns beigebracht, eine richtig lebendige Woche. Auch in der Schule änderte sich der Unterricht. Mehr und mehr bereitete man uns in den Schulfächern Kriminaltechnik und -taktik auf das bevorstehende Kriminalpolizei praktikum vor. Wir wurden Zeugen schrecklicher Bilder. Ein Autoerotiker liegt tot im Bett. Er hatte keinen Sex im Auto, nein! Das ist einer, der sich mit eigenen Sexspielen in Todesgefahr bringt. Dieser schnürte sich sein Glied mit einer Schnur zu, leitete Strom-

impulse an seinen Penis und seine Brustwarzen, steckte sich einen Kunststoffpenis in den Mund, legte sich eine Maske darüber und kleidete sich eng mit Latex ein. Danach begann er sich mit angezogenen Knien zu fesseln, und in der Folge streckte er sich, womit er sich selbst gefesselt hatte, ohne sich auch wieder befreien zu können, Tod durch Ersticken. Menschen mit einer solchen Veranlagung nennt man Autoerotiker. Es war nicht nur ein Bild, nein, es waren unzählige solcher Bilder, die wir zu sehen bekamen. Auch wurden uns Bilder von bereits verwesten Menschen gezeigt. Eine Frau wurde erst nach etwa drei Monaten tot in ihrer Wohnung aufgefunden. Sie lag inmitten der angestauten Abfallsäcke und war bereits schwarz und aufgebläht. Den Gestank stellt man sich lieber gar nicht vor! Als Höhepunkt besuchten wir das Krematorium. Leichenhalle um Leichenhalle, gefüllt mit Holzsärgen. Mit Neugierde öffneten wir die Gesichtsluken, um einen Eindruck über einen für die Totenweihe vorbereiteten Leichnam zu erhalten. Geschlossene Augen, geschlossener Mund, er scheint in Ruhe zu schlafen. – Vor ein paar Jahren weilte hier ein Toter, den man in einem Baum hängend gefunden hatte, er war bereits voller Maden. In der Leichenhalle wurden die Maden ausgesaugt, leider nicht gründlich genug. Einige Tage später übertrugen sich die Maden auf die anderen Leichen, die Leichenhalle war voller Maden! – Wir wurden zu den Verbrennungsöfen geführt. Auf einem Karren wurde eine Leiche im Sarg in den Ofen gefahren. Die Klappe wurde geschlossen, das Feuer entfacht. Mehrere Öfen standen nebeneinander. Durch ein Guckloch konnte man die Verbrennung verfolgen. Im Durchschnitt dauert eine Verbrennung fünf- undvierzig Minuten, es kommt aber darauf an, welches Volumen ein Toter hat. Es ist angeblich auch schon vorgekommen, dass ein Toter so dick war, dass man ihn gar nicht mehr in den Ofen hineinbrachte. Ich blickte in ein Guckloch und sah noch ein Skelett mit seinen Organen. Plötzlich spritzte eine Flüssigkeit aus den Organen, wahrscheinlich kochendes Blut. Schrecklich, nicht wahr. Doch noch schrecklicher war meine Feststellung! Wissen Sie, ich hatte Freude an diesem Anblick. Die ersten grausamen Bilder schockten mich,

und jetzt hatte ich sogar noch Spass daran. Ich schien kalt und abgebrüht zu sein. Eine Etage tiefer kratzte ein Angestellter die Rückstände der verbrannten Leichen aus dem Ofen. Sie sahen aus wie Korallen. Gelenke und Schrauben aus Titan verbrennen auch nicht. Man zeigte uns das Titanlager. Kaum zu glauben, was den Menschen alles eingebaut wurde! Bei einem weiteren Sarg öffneten wir ebenfalls die Gesichtsluke. Fürchterlicher Gestank entwich aus dem Sarg. Ich blickte hinein und sah eine Frau, ihr Gesicht war gelb wie die Sonne. Vermutlich war sie kaum älter als fünfundvierzig Jahre. Dieser Anblick sass tief in mir fest. Noch immer sehe ich diesen Gesichtsausdruck. Ich spürte eine Verbundenheit, als ob ich diese Frau kannte. Irgendwie suche ich noch immer einen Zusammenhang aus meiner Vergangenheit mit dieser Frau. Eine tote Frau mit gelbem Gesicht. Wer sind ihre Angehörigen, woher stammt sie?

Ebenso schreckliche Begebenheiten, zumindest für die einen, erlebten wir beim Besuch des Schlachthofes in Zürich. Niemand wusste, was uns erwartet. Die Bauersleute fuhren mit ihren mit Kühen und Schweinen beladenen Anhängern an die jeweiligen Rampen des Schlachthofes. Unser Gruppenleiter führte uns durch eine Türe ins Innere des Gebäudes. Wir kleideten uns mit Haube, Schuhüberzug und Mantel. Einige Meter weiter lief die Maschinerie des Schlachthofes auf vollen Touren. Die Kühe wurden eine nach der anderen eingeschleust. Einer stand da und verpasste der Kuh einen elektrischen Schlag, worauf sie betäubt war. Ein zweiter drückte ihr einen dicken Haken durch die hinteren Hufe. Nun wurde die Kuh mittels dieses Hakens in die Lüfte gehoben und ging ihren Weg die Schiene entlang durch die Schlachtstrasse. Bei einem schmalen Durchgang wurde der Kuh die Kehle aufgestochen. Das Blut quoll aus ihrer Schlagader direkt in die darunterliegende Wanne. Ihre letzten Zuckungen liessen sie zappeln, das Blut spritzte nur so herum, an die Wände und unsere Kleider. Einigen kam die Galle hoch, diese verliessen das Gebäude schnellstmöglich. Kaum hatten wir uns an den

Anblick gewöhnt, schnitt ein anderer bereits die Füße ab. Zug um Zug wurde die Kuh zerschnitten und ausgenommen. Etwas später fielen die Eingeweide auf ein Förderband zur weiteren Verarbeitung, und schon wurde die Kuh mit einer massiven Säge entzweit. Am Ende hing nur noch das kräftige zarte Stück Fleisch am Haken, welch ein Genuss! – Manch einer konnte kein Fleisch mehr essen, wie geht es Ihnen? – Auch bei den Horror- und Gewaltfilmen, die uns zur Themenbearbeitung in Psychologie und Kriminaltechnik/-taktik in Ausschnitten gezeigt wurden, stand uns der Atem still. Abgerissene Arme, ausgestochene Augen und gespaltene Köpfe mussten wir uns zu Gemüte führen. Dass ein Mensch solche Filme produziert? Warum schauen wir uns diese Filme überhaupt an? Wann haben Sie das letzte Mal solche Filme gesehen?

Vor gewalttätigen und schrecklichen Bildern konnte ich jedoch immer noch eine Mauer bauen, die mich das Ganze nicht zu tief fühlen liess. Ob etwas echt oder kitschig war, wusste ich meistens auch. Was mir aber nahe ging, sind Ereignisse, die psychisch anspruchsvoll waren, die mich in ihrer Art und Weise persönlich berührten. Lassen Sie mich dies an einem Beispiel zeigen: An einem wunderschönen Herbsttag besichtigten wir eine psychiatrische Anstalt. Vorbehaltlos spazierten wir durch den Park, die verschiedenen Räume. Alles schien friedlich und normal. Dann liefen wir die Treppen hoch in den zweiten Stock. Der Leiter öffnete eine stark verriegelte Türe und mahnte uns: «Das ist die Abteilung für psychisch schwer gestörte Menschen. Diese können auch sehr gewalttätig sein. Sollte einer durchdrehen oder gar auf Sie losgehen, bleiben Sie ruhig und bedacht. Zeigen Sie keine Reaktion!» Ein mulmiges Gefühl. Wir gingen durch die Tür, ein langer öder Gang zeigte uns den Weg. Plötzlich mehrere Insassen, sie schrien und rannten herum. Einige brüllten uns an, sie leben in einer anderen Welt. Hier leben sie total isoliert von der Aussenwelt. Kurz danach wechselten wir in eine andere Ab-

teilung. Wieder standen wir vor einer massiv verschlossenen Tür. Beim Betreten erinnerte ich mich an den Film «Erwachen» mit Robin Williams. Alte Menschen füllten den Raum und den Gang. Einige sassen im Rollstuhl, andere liefen herum. Alle waren sie abwesend. Sie schienen mit ihren Gedanken weit weg. Die gleichen Bewegungen wiederholten sie am laufenden Band, und das die ganze Zeit: Nach vorne, nach hinten. Kopf links, Kopf rechts. Drei Schritte vor, drei Schritte zurück. Andere sprachen bzw. lallten irgendwas vor sich hin, sangen oder geiferten. Ein tragischer Anblick, ich war traurig. Ich denke dabei an das Buch «Ich tanze so schnell ich kann» von Barbara Gordon. Sie schreibt unter anderem von ihrem Dasein in psychiatrischen Anstalten in den Staaten. Haben Sie gewusst, dass es solche einsame, kranke und hilflose Menschen gibt? Vielleicht sind Sie schon der nächste! Dieser Tag ging mir nahe. Es war kein Film oder Traum, es war die Wirklichkeit unserer Zeit, Menschen im Elend ihrer psychischen, geistigen und körperlichen Krankheit!

Weniger Trauer, dafür umso mehr Abenteuer erlebten wir bei der Feuerwehr. Einen Tag lang führten uns die Feuerwehrmänner praktisch von einer Übung zur anderen. Zum Ziel stand einerseits der Umgang mit Feuer, andererseits die Zusammenarbeit mit der Feuerwehr. Wir lernten mit Feuerlöschern umzugehen und brennende Menschen zu löschen. Bei einem Posten wurde ein Becher voll Wasser in ein Fass voll mit kochendem Öl geleert. Dabei entstand eine grosse Explosion. Wir versuchten brennendes Öl zu löschen und kämpften gegen eine brennende Hütte. – Ein erlebnisreicher Tag!

Mit all den praktischen Erfahrungen und dem theoretischen Wissen konnte uns keiner mehr so schnell aus der Bahn werfen. – Na ja, zumindest die meisten nicht. – Doch die richtige Polizeitätigkeit stand uns noch bevor, bis dato kannten wir den Polizeialltag, zumindest das meiste davon, nur vom Hörensagen!

Kriminalpolizei

Jeder von uns wurde während der nächsten drei Monaten in drei verschiedene Abteilungen der Kriminalpolizei eingeteilt. In jedem Dienst betreute mich ein Kriminalbeamter. Die Verteilung führte mich zuerst zum Revierdetektiv. Dort mussten alle einen Monat lang Dienst leisten. Ich hatte einen angenehmen und vorbildlichen Betreuer, er übergab mir sehr viel Verantwortung. Mein erster Fall liess nicht lange auf sich warten. In einem Ladengeschäft ertappte man eine Frau beim Diebstahl von Parfum. Nichts Aussergewöhnliches, oder? Die Frau wurde samt dem Deliktsgut zum Detektivbüro gebracht. Eine ältere, festere Frau, die einen wirren Eindruck machte. Mein Betreuer forderte mich auf, die Einvernahme an die Hand zu nehmen, meine erste Einvernahme. Ich war leicht nervös. Mein Eindruck bestätigte sich. Die Frau gestand anstandslos, das Parfum und Portemonnaie samt Inhalt gestohlen zu haben. Kein Problem, aber sie kannte die Bedeutung nicht. Sie war traurig, weil sie nicht verstand, was sie gemacht hatte. Sie konnte zwischen Lüge und Wahrheit, böse und gut nicht unterscheiden, sie lebte in einer anderen Gefühls- und Empfindungswelt. Ihre Aussagen könnten stimmen, vielleicht aber auch nicht. Eine Hausdurchsuchung drängte sich auf. Es war nur ein einziges kleines, vollgestopftes Zimmer. Schon bald stellten wir fest, dass es sich hierbei um eine Kleptomanin handelte. Eine Frau, deren Krankheit das Verlangen nach Stehlen ist. Ihre Schränke waren vollgestopft mit neu verpackten Parfums. Bei Frauen nicht einmal aufsehenerregend, doch bei einer monatlichen Unterstützung von siebzig Franken ist das doch schon horrend. Wir beschlagnahmten ungefähr sieben Säcke Parfum. Sie meinte, das seien alles Geschenke. Leider konnte sie nicht sagen, von wem und wann sie es geschenkt bekommen hatte. Trotz allem, die Frau tat mir leid.

Und wenn wir schon bei Hausdurchsuchungen sind, da kann ich Ihnen Geschichten erzählen! Zu dritt holten wir im Gefängnis einen

vom Bier lebensgefährlich abhängigen Verbrecher für die Hausdurchsuchung ab. Der Gefängnisarzt beauftragte uns, Bier mitzunehmen, um ihm bei einer Verschlechterung seines Gesundheitszustandes dieses zu verabreichen. Der Arzt meinte, Bier sei noch das einzige, was ihm helfen kann! Seine Wohnung bzw. sein Zimmer befand sich im obersten Stock. Wir öffneten die Türe, nur mit viel Kraftaufwand gelang es uns, die Türe aufzudrücken. Alles war mit Abfallsäcken überfüllt. Es stank fürchterlich. Dutzende leerer Bierflaschen lagen herum. Ein kaputtes Bett inmitten dieses Abfallhaufens, umgeben von Lebensmittelrückständen. Und da mussten wir eine Durchsuchung starten. Wir stülpten unsere Handschuhe über die Hände und holten noch einmal tief Luft. Ich begab mich zur eingebauten Küche. Schrank um Schrank öffnete ich, nichts Auffälliges zu sehen. Dann öffnete ich den Kühlschrank – Beweismittel werden heutzutage überall versteckt – Fäulnisgestank entwich. Das Kühl- und Gefrierfach war voll mit vergammelten, überfälligen Lebensmitteln. Mein Kollege mühte sich mit den Abfallsäcken ab. Die rochen nicht besser! Können Sie sich das vorstellen, dass dieser Mann in diesem Zimmer gelebt hat? Die Bemühungen waren umsonst. Wir konnten nichts Verdächtiges finden. Bei einer anderen Hausdurchsuchung handelte es sich um ein Tötungsdelikt. Die Wohnung war wohl ordentlich, doch unheimlich gross und überfüllt mit Büchern. Wenn man bedenkt, dass wir nach Schriften und Akten suchten, können Sie sich vorstellen, was uns für eine Arbeit erwartete. Wir waren sechs Polizeibeamte, die während ungefähr fünf Stunden Buch um Buch, Schrank um Schrank, Truhe um Truhe und Schublade um Schublade durchsuchten. Dieses Mal konnten wir jedenfalls mögliche Beweisgegenstände sicherstellen. Zwar sind Hausdurchsuchungen oftmals mühselig und aufwendig, doch mit ein wenig Neugierde und Phantasie wird es zu einem Erlebnis, durchstöbert man doch fremde, unbekannte Sachen. Spannend kann es auch sein. An einem Abend kam ein junger Mann ins Detektivbüro und wollte seinen Bruder wegen Drohung und Erpressung anzeigen. Sein Bruder habe ihn

mit einer Pistole bedroht. Vorerst schien er unglaublich, Familienstreit gibt es ja vielerorts. Da er aber nicht locker liess und auf seine Aussagen bestand, wurde er von einer Polizeipatrouille begleitet. Einige Zeit später kehrten sie alle zurück. Der junge Mann war ganz nervös, seine Behauptungen stimmten. Genauere Abklärungen liessen vermuten, dass sein Bruder noch mehr Waffen besitzen könnte und sogar sehr gefährlich sein kann. Was war zu tun? Zuerst fuhren wir zu zweit an seinen Wohnort und beobachteten das Geschehen aus der Distanz und informierten das Detektivbüro laufend über Funk. Nachdem der Bezirksanwalt zu später Stunde seine Einwilligung für eine Hausdurchsuchung gegeben hatte, marschierte der Überfalltrupp und der zuständige Polizeioffizier auf. Das Vorgehen wurde kurz besprochen. Ein Hausbewohner öffnete uns den Haupteingang. Die Überfallgruppe postierte sich auf der Treppe bis vor die Eingangstüre. Unserem Polizeioffizier stand die Anspannung ins Gesicht geschrieben. Er hatte die ganze Verantwortung. Die Überfallgruppe war bereit, ich, mein Partner und der Polizeioffizier standen beim Haupteingang. Der Polizeioffizier nahm das Natel in die Hand und rief ihn an. Er behielt die Ruhe und fand das Gespräch. Er bat ihn, runterzukommen und die Angelegenheit in aller Ruhe zu besprechen. Nach einigen Minuten willigte er ein. Er wusste aber nicht, dass ihn die Überfallgruppe erwartete. Kaum hatte er die Türe geöffnet, stürmten diese die Wohnung. Der Mann war fast zwei Meter gross und sehr kräftig. Es brauchte sehr viel Kraft, den Mann zu überwältigen. Kein Wunder, dass die Türe aus der Verankerung gerissen wurde! Die Situation beruhigte sich schnell, und wir konnten mit der Hausdurchsuchung beginnen. Mehrere Pistolen und Waffen sowie Munition und einen Gasspray konnten wir sicherstellen. Der Einsatz war ein voller Erfolg. Doch bedenken Sie die Feststellung unseres Polizeioffiziers: «Was wäre wohl geschehen, wenn seine anwesende Freundin die Tür geöffnet hätte?» – Sehen Sie, der Ausgang war glücklich. Manchmal hängt unser Einsatzerfolg eben an einem seidenen Faden!

Zu unseren Aufgaben gehörte es auch, in Betreuung stehende Privatpersonen auf das Betreibungsamt zu bringen, sofern uns der Betreibungsbeamte darum gebeten hatte. Meistens handelte es sich um chronisch Betriebene. Diese hatten in der Regel auch gar nie Geld, um irgendetwas bezahlen zu können. Beim Vorgehen durchstöberten wir zuerst die Leumundsakten, schliesslich wollten wir wissen, mit wem wir es zu tun bekommen. Fast immer wurden wir diesbezüglich fündig: Drogenkonsum, Drogenhandel, Diebstahl, Tötlichkeit, Übertretungen im Strassenverkehr und vieles mehr hiess es in den Akten. Diese Informationen halfen uns bei der Umsetzung bzw. beim Auftreten gegenüber den Betriebenen. Bedenken Sie, damit wir diese Personen antreffen konnten, läuteten wir bereits frühmorgens vor deren Haustüren. Um diese Zeit sind die meisten noch im Bett. Wurde nicht geöffnet, versuchten wir es zu einem späteren Zeitpunkt. Wenn aber die Türe aufging, dann wurden wir geradezu aufdringlich. Nicht selten stemmten wir den Fuss zwischen Tür und Schwelle. Manchmal waren die Betriebenen noch im Pyjama oder gar noch in den Unterhosen. Verschlafene Köpfe streckten sie heraus. Um diese Zeit werden sie auch nicht oft von der Kriminalpolizei besucht! Wir drangen in ihre private Umgebung ein und störten sie in ihrer persönlichen Integrität. Das kann auch mal gefährlich werden. Einer von uns wollte einmal so ganz ohne böse Absicht eine Frau auf die Betreuung aufmerksam machen. Leider befand sich ihr Freund zu Hause. Was denken Sie, was dann geschah? Ja, der zuckte seine Pistole und drohte meinem Kollegen, ihn umzubringen! Und das Ganze wegen einer banalen Angelegenheit, eine geringfügige Rechnung, die nicht bezahlt worden war. Eine offene Rechnung von wenigen Franken für ein Menschenleben! Glücklicherweise konnte er noch abhauen. Besagter Mann erschoss ein paar Tage später einen Polizeibeamten! – Da machen Sie sich mal lieber Ihre eigenen Gedanken darüber. Kriminelle wird es immer geben. Übrigens, es gibt auch bekloppt kriminelle Verbrecher. Da wurde mal einer wegen eines Tötungsde-

liktes zur Verhaftung ausgeschrieben. Wissen Sie, wie er verhaftet werden konnte? Es war abends und bereits dunkel draussen, da läutete es an der Glocke des Detektivbüros. Ein Mann kam herein: «Ach, Entschuldigung, meine Freundin hat mir gesagt, dass sie mich gesucht haben. Um was geht es eigentlich? Leider war ich bis jetzt nur schwer zu erreichen.» Wir zögerten nicht lange und verhafteten ihn. Plötzlich dämmerte es ihm. Seine Wut drückte sich in seinen schmutzigen Beschimpfungen aus, das war das einzige, womit er sich noch zu wehren vermochte. Ob er wirklich der Täter war, wusste niemand so genau. Ich verstand seinen Hass und bemühte mich, ihm neue Kleider zu verschaffen. Die seinen wurden zwecks Spurensicherung sichergestellt. Später führte ich ihn dann aus der Zelle und verbrachte ihn ins Gefängnis nebenan. Danach bemerkte ich einen Plastiksack, in den er aus Zorn oder vielleicht eher zur Ablenkung onanierte. Die einen onanieren, andere rauchen unaufhörlich. Eine Frau – eben, sie rauchte – war ganz nervös, als sie bei uns einen Diebstahl eines Familiengenossen meldete. Er war ein Freund oder besser gesagt, er wurde als solcher in der Familie eingeschätzt. Zumindest wurde ihm nichts verschwiegen. Eines schönen Morgens war er verschwunden, nicht schlimm, doch mit ihm verschwanden auch die Schmuckstücke. Nun noch der Höhepunkt, zuvor hatte er bereits einmal ihren Tresor ausgeraubt. Dass er einen falschen Namen angegeben hatte, muss ich wohl nicht erwähnen. – Also, Vorsicht mit ihren sogenannten Familiengenossen!

Bald einmal stellte ich fest, dass in unserer Welt viele Menschen wie Hund und Katze sind. Noch schlimmer, sie haben ihre Vorurteile, Behauptungen, ihren Hass und ihre Wut, einfach ausgedrückt, nichts ist mehr in Ordnung! Wenn man dem anderen doch nur eins auswischen kann. So nach dem Motto, ich lasse mir nichts gefallen, der andere ist das Arschloch! Und überhaupt, ich nehme mir, was ich kann, am liebsten, wenn ich damit einen anderen verletze! Umso

mehr Spass habe ich dann dabei. Es sind alles Schweine, sie sind gegen mich, also bin ich gegen sie. Besserwisser und Möchtegerne, die können mir gestohlen bleiben. Dem zahle ich es heim. Der wird noch sein blaues Wunder erleben. Hier bestimme ich, die anderen halten ihren Mund. Da sitzt ein Spanier in einem eingeweihten Restaurant, wo sich die Einheimischen tummeln. Eigentlich lebt er und seine Ehefrau schon seit Jahrzehnten in der Schweiz, arbeiten auch hier und sitzen gelegentlich in diesem Restaurant. An jenem Abend wollte ihn seine Frau im Restaurant abholen. Wie so oft, sitzen noch Freunde am Tisch. Auch ein langjähriger Bekannter und Freund ergänzt etwas später die Runde. Sie kannten ihn schon lange. Er hatte bereits einige Flaschen Wein getrunken und bat sie, sich zu ihm zu setzen, und aus heiterem Himmel folgte der Schlag ins Gesicht: «Du bist eine Idiotin. Ihr seid wilde Hunde und nur aus purer Hungersnot hierhergekommen. Ich kenne viele Leute, die dafür sorgen werden, dass ihr aus der Schweiz gejagt werdet. Und wenn ihr die Drohung nicht ernst nehmt, Sorge ich schon dafür, dass ihr getötet werdet. Ich selbst habe es nicht nötig, meine Hände mit eurem Blut zu verschmutzen, dafür kenne ich genügend Leute. Die werden das für mich erledigen. Ich weiss, wo ihr arbeitet und wohnt. Eure Leichen werden erst nach langer Zeit gefunden, sei es im Wald oder sonstwo. Ihr werdet komplett von der Bildfläche verschwinden!» Das war nicht das einzige Mal. An einem anderen Abend versetzte er sie wiederum in Angst und Schrecken: «Ich werde euch töten, euch die Arme abhacken. Verschwinden werdet ihr, dafür Sorge ich!» Sie hatte Panik und traute sich nicht einmal mehr aus ihrer Wohnung. Aus ihren Aussagen war zu entnehmen, dass der Mann eine Waffe trägt und sehr viel Alkohol trinkt. – Wie hätten Sie reagiert? Stellen Sie sich einen Freund aus ihrem Kreise vor, der Sie mehr und mehr mit solchen Androhungen belästigt. Ist Ihnen das schon passiert? – Die Frau fühlte sich sehr stark bedroht. Ihr Mann versuchte stark zu sein. Diese Anzeige war meine erste selbständig geführte Einvernahme. Dazu benötigte ich jedoch einen Dolmetscher, das gab mir

etwas mehr Zeit beim Schreiben. Vor der Einvernahme habe ich mir kurz Gedanken gemacht, welche Fragen von Bedeutung sind. Das ist wichtig, gerade bei einer Anzeige betreffend Drohung. Die Drohung ist erst erfüllt, wenn sich das Opfer in Angst und Schrecken versetzt fühlt. Das sind wesentliche Tatbestandsmerkmale einer Drohung. Also habe ich sie gefragt, welche Gefühle das bei ihr ausgelöst hatte: «Ich hatte schreckliche Angst, ich war in Panik!» – Wie ging es nun weiter? Spielten wir jetzt in einem Fernsehkrimi wie «Derrick» oder «Colombo», dann würden wir den Angeschuldigten – nicht Täter, noch wissen wir nicht, ob die Aussagen Hand und Fuss haben – aufsuchen, womöglich verhaften und verurteilen. Der Fall wäre gelöst. In Wirklichkeit verbirgt sich aber sehr viel Schreibkram dahinter. Einerseits müssen die Einvernahmen geschrieben und ein Dolmetscher aufgeboten und entschädigt werden, andererseits schreiben wir noch einen ellenlangen Polizeirapport für den Bezirksanwalt. Ob sich der ganze Aufwand lohnt, sei dahingestellt! Der Angeschuldigte wird die Anschuldigungen von sich weisen. Zuletzt bleibt Aussage gegen Aussage, zu wenig belastende Beweismittel, und der Fall wird zu den tausend anderen Akten gelegt. Jahr für Jahr bleiben sie im Register liegen, verstauben, vergilben und werden nach der gesetzlichen Frist vernichtet! Das traurige Ende einer Akte XY ungelöst! Viel Schreibarbeit, über die man nicht zu stark nachdenken oder nach deren Sinn fragen darf. Ansonsten geht die Motivation verloren. Eigentlich wollten die Geschädigten mittels dieser Anzeige nur Schadenersatz in Form von Geld ergattern. Oder sagen wir mal so. Mit sehr viel Verständnis und Geduld erklärte ich ihnen den Unterschied zwischen einer Zivil- und einer Strafklage. – Sicher kennen sie den heute noch nicht! – Ich versuchte ihnen klar zu machen, dass der Angeschuldigte mit den zugrundeliegenden Aussagen und Beweismitteln strafrechtlich verfolgt wird, Gefängnis, Busse. Eine allfällige finanzielle Genugtuung wäre aber sehr bescheiden. Bei einer Zivilklage betreffend Ehrverletzung würde er wohl kaum ins Gefängnis kommen, umso

grösser wäre aber eine entsprechende finanzielle Abfindung. Nachdem ich die Einvernahmen und den Rapport geschrieben hatte, stellte ich sie dem zuständigen Bezirksanwalt zu. Bis heute weiss ich nicht, was dann geschah! Das ist wohl besser so, sonst würde ich mich heute noch fürchterlich über den vergeblichen und sinnlosen Aufwand ärgern.

Als ich das Kriminalpraktikum begann, war mein Kollege gerade mit einem grossen Fall beschäftigt. Gross, weil er ziemlich verstrickt und arbeitsintensiv war. Irgendwie wurde auch ich verschiedentlich in den Fall verwickelt. Ein Vater meldete seine Tochter als vermisst. So hat alles angefangen. In ihrem hinterlegten Brief schrieb sie: «Ich brauche einfach einmal Abstand zu all dem, was in letzter Zeit so geschehen ist. Ein neues Leben will ich starten und meine Krankheit besiegen, ansonsten würde ich in eine Klinik gehen. Ihr sollt mir wieder vertrauen können. Es ist zwar nicht einfach, doch ich will eine ganz neue Arbeit beginnen. Glaubt mir, mit Drogen hat das Ganze aber bestimmt nichts zu tun.» Sie war krank, weil sie mehrmals Geld aus der Kasse und dem Tresor sowie Medikamente aus dem Laden ihres Arbeitgebers gestohlen hatte. Jedesmal versprach sie, sich zu bessern. Das Vertrauen ging vollständig verloren. Ein siebzehnjähriges Mädchen und ihre Pubertät. Sie können sich's denken, es wurde alles noch schlimmer. Während der Ermittlung stellte sich heraus, dass sie auch Drogen konsumiert hatte. Ihre Freunde waren auch beschriebene Blätter – Autodiebstähle, Drogenhandel, Verkehrsübertretungen usw. Ach, ich mag gar nicht alles aufzählen. Der Schlussbericht war auf jeden Fall rund zweihundert Seiten lang. Da sie noch nicht achtzehn Jahre alt war, wurde der Fall nicht vom Bezirks-, sondern vom Jugendgericht bearbeitet. Und bekanntlich werden Jugendliche milde bestraft, zumindest hier in der Schweiz. Die Eltern, die Lehrer und die Umwelt sind ja schuld am verbrecherischen Handeln der Jugendlichen. Würde man in der Privatindustrie die Bemühungen und das Ergebnis gegenüberstellen, wäre man schon lange Kon-

kurs gegangen! Die Arbeit, der Aufwand wird von uns Steuerzahlern finanziert, das ist richtig so, aber ob die Wirkung das Geld wert ist? – Vielleicht ist es auch richtig, die Jugendlichen nicht allzu hart zu bestrafen. Überhaupt werden in der Schweiz Bemühungen unternommen, den sozialen Aspekt beim Strafvollzug nicht zu verlieren. Die Studien und Erfahrungen über all die Jahre hinweg zeigen, dass eine verkürzte Freiheitsstrafe mit integrierter Resozialisierung in Form von Ausbildung, Therapie, Arbeitsleistung usw. zu weniger Rückfällen der Täter führt. Trotzdem, der Schreibkram bleibt der Polizei erhalten.

Es war ein kalter Winterabend. Wir sassen wie angewurzelt in unseren Bürostühlen und starrten in den Bildschirm. Die Augen waren rot und müde. Jeder Auftrag war uns recht, wenn wir nur nicht einschlafen. Dann, es war schon spät, bekamen wir den Auftrag, zu einem Todesfall auszurücken. Besonders traurig, und doch waren wir froh darüber, denn so konnten wir der Büroluft enttrinnen. Während der Hinfahrt schossen uns viele Gedanken durch den Kopf. Was wird uns erwarten? Ein Mensch ist tot, und wir könnten die nächsten sein. Als wir die Wohnung betraten, spürten wir sofort die Trauer der Mitbewohner. Eine alte, chaotische und miefende Wohnung, alles war überstellt, und die Küche wurde wohl nie aufgeräumt. Im hintersten Zimmer lag der Tote auf dem Bett, Kopf und Bauch nach unten, steif und starr, splitternackt. Ein Drogentoter! Zeit zur Trauer blieb uns nicht, zudem kannten wir ihn nicht. Sofort beginne ich mit den Befragungen der Anwesenden: «Wann haben Sie ihn das letzte Mal gesehen? Wann haben Sie ihn tot aufgefunden? War die Türe verschlossen, von innen, von aussen? Woher und wie gut kennen Sie ihn? Haben Sie irgendwas im Zimmer verändert?» Ich wusste nicht, was ich empfinden sollte. Täglich sterben Tausende Menschen, er ist nur einer von vielen. Alle werden wir einmal sterben. Für den Toten waren meine Gefühle kalt. Doch die Tränen der Anwesenden mach-

ten mich traurig. Und genau diese muss ich mit meinen ekligen Fragen überrumpeln. Angeblich sind diese Fragen so wichtig, doch bis heute haben sie noch keinen Toten wieder lebendig gemacht! Nun gut, dafür wurde ich entlohnt. Kurze Zeit später traf der Notarzt ein, der sogleich mit der Untersuchung des Toten begann. In seinem Arztkoffer befand sich das notwendige Werkzeug. Ich war neugierig und horchte den Arzt förmlich aus, was ich auch musste, um alle Angaben in meinem Notizheft festzuhalten. Mit dem Hammer schlägt er auf den Oberarm des Toten und beobachtet dabei das Verhalten der Muskulatur. Er misst die Temperatur im Anus und im Zimmer. Auch versucht er mit Brachialgewalt den Kiefer zu öffnen, jedoch vergeblich. All diese Angaben sowie die blauen Flecken am Körper geben dem Arzt Aufschluss darüber, wie lange er schon ungefähr tot ist. Die Untersuchung wurde zur puren Tortur. Die Angaben des Arztes und die Aussagen der Anwesenden stimmten überein, so dass sich keine weiteren Ermittlungen aufdrängten. Die Bestattungsangestellten stürzten sich nun auf den Toten, legten ihn in den Holzsarg und brachten ihn auf Anweisung des Arztes ins Institut für Rechtsmedizin. Es war übrigens ein gewaltiger Krampf für die Leichenschauer, den Toten im Sarg die Treppe hinunterzutragen! Es war eine steile und enge Holztreppe, vier Stockwerke hoch. Noch am selben Abend konnte ich den zehnsseitigen Rapport zu Ende schreiben, soviel zum Papierkram! Entgegen allen Voraussagen während der Ausbildung lag es nun an uns, die Angehörigen über das Hinscheiden ihres Sohnes und Bruders zu informieren. Noch in der kommenden Woche suchten wir seine Schwester auf. Das war gar nicht so einfach, weil der Kontakt mit seiner Familie ziemlich gespalten war und seine Schwester einen anderen Namen hatte. Nun gut, auf dem Weg zu ihrem Arbeitsplatz versuchte ich meine Gefühle zu ordnen. Es ging mir nicht darum, wie wir die Nachricht überbringen sollten. Nein, aber ich empfand keine Trauer, kein Mitleid, keine Nähe zum Verstorbenen noch zu dessen Angehörigen. Alle werden wir einmal sterben, diesmal war er es, das nächste Mal vielleicht sie. Der Tod,

das Sterben ist Teil unseres Lebens. Gerne wäre ich hingegangen in ihr Büro, hätte die Türe geöffnet und mich kurzgehalten: «Guten Tag, mein Name ist Hasler, ich bin von der Stadtpolizei Zürich. Ihr Bruder ist gestern abend gestorben. Auf Wiedersehen.» Noch am selben Tag wäre ich entlassen worden, im Ernst. Ein Polizeibeamter kann sich nichts mehr erlauben, sonst wird er von den Medien zerissen. Zum Glück hat mein Polizeikollege das Zepter in die Hand genommen. Er ging sachte vor. Sie war gerade mit einem Patienten beschäftigt und bat uns im Wartesaal um Geduld. Etwas später bat sie uns herein und wies uns einen Platz zu. Alle waren wir ein wenig unruhig und angespannt, als ob jeder die Gedanken des anderen kannte. Nach kurzer Ruhe brachen wir unser Schweigen: «Wir müssen Ihnen eine traurige Nachricht überbringen. Es geht um Ihren Bruder.» – Sie holte tief Luft. – «Er ist vergangene Nacht in seiner Wohnung verstorben.» Gefasst und doch betroffen liess sie uns wissen: «Ich habe es vermutet. Wir haben seit längerer Zeit den Kontakt verloren. Er ist bzw. war drogenabhängig. Zwischen ihm und der Familie klappte es nie so recht. Unsere Mutter wird sich trotzdem schwer damit tun. Ich werde sie selber informieren.» Sie bedankte sich. Wir gingen wieder unserer Arbeit nach. Ein Toter, dessen Angehörige, ein Leben, eine Geschichte, Erinnerungen, Vergangenheit. Damals war ich innerlich unberührt, heute fühle ich Trauer. – Ich war gerade zwölf Jahre alt, als ich zusammen mit meinem Vater, meiner älteren Schwester und einigen Freunden auf einer Motorradreise war. In Genua schifften wir ein, fuhren über Korsika weiter bis nach Sardinien. Bei einem grösseren Stausee stoppten wir. Es war heiss, und der See eignete sich ausgezeichnet für ein kühles Bad. Nur gerade ich, mein Vater und mein Onkel stürzten uns in die Badehosen. Im selben Moment riefen uns Leute etwas zu, diese befanden sich ungefähr fünfhundert Meter weiter oben am See. Sie rannten zu ihren Autos und fuhren davon. Nur gerade einer versuchte, zu uns zu gelangen, und kämpfte sich durch die Böschung. Wir verstanden nicht, was er uns

zugerufen hatte. Unsere Freunde rieten uns vom Baden ab. Was will er von uns? Alle anderen eilten davon, nur er versuchte, zu uns zu gelangen. Als er nahe genug herangekommen war, schrie er immerzu: «Bambino, bambino!» Mein Onkel verstand seine Worte, doch traute seinen Ohren nicht: «Ein Kind soll ertrunken sein. Nein, das kann nicht sein, sonst würden die Menschen nicht davoneilen.» Nochmals schrie er uns dieselben Worte entgegen. Unruhe breitete sich aus. Wir gaben ihm zu verstehen, dass wir es nicht glauben konnten, sonst würden sich die anderen doch nicht aus dem Staub machen. Er erklärte uns auf italienisch: «Ach, die können alle nur im Meerwasser, nicht aber im Süßwasser schwimmen, und zudem wollen sie nichts mit der Sache zu tun haben.» Mein Onkel, mein Vater und ich wollten nicht mehr länger warten und stürzten uns ins Wasser, obwohl uns unsere Freunde davon abrieten. Vorsichtig schwammen wir an die genannte Stelle. Ein Mann stand am Ufer, schrie und weinte um Hilfe: «Il mio bambino è caduto nel lago è non sa nuotare. E morto! Dio mio, aiutami!» Ohne Sprachkenntnisse verstanden wir, was er meinte. Sofort starteten wir die Suche. Der See war unmittelbar am Ufer sehr tief und verschmutzt. Meine Fussspitzen streckte ich nach unten, mit dem Kinn knapp über dem Seespiegel. Mein Onkel und mein Vater tauchten verzweifelt umher. Plötzlich berührte ich ihn mit meinem rechten Fussspitz, ich hatte einen gewaltigen Schrecken, schlimmer als ein Horrorfilm. Ich zuckte zusammen und verlor die Spur. Kurze Zeit später ortete ihn mein Onkel. Mit den Füßen gelang es ihm, den zwölfjährigen Knaben an die Oberfläche zu drücken, und anschliessend zogen wir ihn ans Ufer. Mein Cousin war in der Zwischenzeit ans Ufer gelaufen, um uns behilflich zu sein. Gemeinsam zogen wir ihn an Land. Er war bereits längere Zeit unter Wasser und von Kopf bis Fuss blau angelaufen. Seinen Vater nahm ich in meine Arme und versuchte ihn so gut wie nur möglich zu trösten. Weinend erklärte er mir, dass seine Frau im Spital sei und erst eine schwere Operation hinter sich hatte. Zu Hause erwartet ihn noch

seine kleine Tochter, er wisse nicht mehr, was er machen solle. Die Polizei war nun auch eingetroffen. Wir verliessen die Stelle und gingen zu unseren Motorrädern zurück. Unseren Freunden berichteten wir die Tragödie und wechselten die nasse Kleidung. Kurz darauf kam der Vater mit dem Kind auf seinen Schultern den Weg gelaufen. Die Verzweiflung stand ihm ins Gesicht geschrieben. Nachdem uns die Polizei noch kurz aufgehalten hatte, setzten wir unsere Reise fort. Währenddem ich im See nach dem gleichaltrigen Knaben suchte, ihn ans Ufer zog und auf die Erde legte, seinen Vater in den Armen hielt und die Stelle verliess, hatte ich immer eine Distanz zum Ereignis. Doch am Abend, als ich so im Bett lag, liefen mir die Tränen hinab, ich war traurig. Traurig, dass wir den Jungen nicht retten konnten. Es sind nun zwölf Jahre vergangen, und noch immer denke ich an den Jungen und wünschte mir, seinen Vater nochmals in die Arme zu nehmen und an dem Grabe des Jungen zu stehen. Einzig der Gedanke, dass der Junge ohne uns vielleicht nie aufgefunden worden wäre, stillte meine Trauer ein wenig.

Aus dem ersten Monat des Kriminalpolizei Praktikums nahm ich sehr viele Eindrücke mit. Viele selber geführte Einvernahmen, unzählige Hausdurchsuchungen und aussergewöhnliche Einsätze stärkten mein Selbstbewusstsein, Auftreten und Handeln. Ich fühlte mich als eigenständiger Polizeibeamter. Ich konnte es kaum erwarten, das Praktikum beim Jugenddienst in Angriff zu nehmen.

Einem sehr erfahrenen und routinierten Polizeibeamten des Jugenddienstes wurde ich zugeteilt. – Nennen wir ihn mal Markus. – Am ersten gemeinsamen Arbeitstag lag eine Aktenmappe bei ihm auf dem Schreibtisch. Gleich spürte er, dass ich neugierig war: «Sei nicht zurückhaltend, schau schon rein!» Ich öffnete die Mappe. Es war ein Bilderbuch. Mit Farbfotos wurde ein Tötungsdelikt festgehalten. Rund zwanzig Fotos auf etwa fünfzehn Seiten verteilt. Ein junger Teenager glaubte, dass ihr Freund ein Verhältnis mit einer zweiund-

vierzigjährigen Frau hatte. Sie ging zu dieser Frau nach Hause, und es kam zur Aussprache. Das Mädchen konnte sich aus ihrer psychischen Depression nicht mehr lösen. Das Mädchen packte ein Küchenmesser und stach auf die Frau ein. Mit siebenundvierzig Messerstichen tötete sie die Frau. Die Fotos zeigen blutbeschmierte Wände, zerschnittene Hände, offene Wunden. Bei ganz tiefen Einstichen sah man die dicke Fettschicht der Haut. Die Frau verblutete und lag tot in der Blutlache. Selbst als sie ihr Bewusstsein verlor, stach das Mädchen noch auf die Frau ein. Bilder des Grauens. Ganz verstört lief das Mädchen nach Hause. Dort machte sie ihren Eltern glaubhaft, dass sie sexuell belästigt worden war. Erst bei der Polizei kam es zu widersprüchlichen Aussagen, und zuletzt gestand sie die furchtbare und menschenunwürdige Tat! Das war wohl eine kleine Abschreckung auf bevorstehende Aufgaben? Solche Bilder liessen mich längst unberührt. Von Beginn weg hatten wir ein tolles Verhältnis. Wir verstanden uns beruflich und privat sehr gut. Es war wohl mehr Zufall als Planung, dass ich gleich am Anfang des Praktikums beim Jugenddienst in ein Ermittlungsverfahren betreffend Raubstrafaten einbezogen wurde. Markus wurde vor nicht allzu langer Zeit mit diesen Ermittlungen betraut und konnte einen Gehilfen gut gebrauchen. Bis dato hatte er Kenntnis von einem Raubüberfall in einem Laden. Die Täterschaft konnte damals unerkant flüchten. Der Verdacht erhärtete sich aber immer mehr gegenüber einem Angestellten. Er ist seinem Vorgesetzten und einigen Angestellten aufgefallen, weil er ausgerechnet am Tage der Tatbegehung um vorzeitigen Feierabend gebeten hatte. Später konnte in Erfahrung gebracht werden, dass seine Begründung, er müsse zum Zahnarzt, nicht zutraf. Auch interessierte er sich plötzlich für die Umsatzzahlen. Zudem war er als jüngster verantwortlich, den Raum, worin sich die Täter zur Tatzeit aufhielten, jeden Abend zu reinigen und zu schliessen. Gespräche zwischen Markus und dem Geschäftsführer liessen weitere Verdachtsmomente gegenüber dem Angestellten aufkommen, die

nachvollzogen werden konnten und den Verdacht weiterhin rechtfertigten. Nach Orientierung bei der Jugendanwaltschaft konnte der Verdächtige verhaftet werden. Im Verlaufe der Ermittlungen wurde der Verdächtige geständig, und die Täter konnten ausfindig gemacht und ebenfalls in Haft genommen werden. Und von jetzt an befasste auch ich mich mit dem Fall. Eigentlich scheint der Fall gelöst, so dass nur noch gerade der Tatvorgang und sonstige Details mittels Einvernahmen geklärt werden müssten. Doch gerade diese Einvernahmen führten uns zu immer weiteren Straftaten und neuen Verdächtigen...

...zu Beginn des Praktikums gesellte ich mich zu Markus, der eben einen Täter dieses Raubüberfalles zur Einvernahme bestellt hatte. Trotz meiner Erfahrung aus dem Vormonat war ich ziemlich angespannt. – Bedenken Sie, bis anhin hatte ich mit erwachsenen Straftätern zu tun, und nun sind es auf einmal jugendliche Straftäter. Hierbei handelt es sich sogar um schwere Straftaten mit Waffengebrauch und Gewaltanwendungen, verübt von Jugendlichen. Bald einmal spürte ich, dass psychologisches und soziales Vorgehen aber auch Einfühlungsvermögen sehr wichtig sind. Wissen Sie, gerade bei Jugendlichen will man ihre Einsicht für ihren Fehler erreichen, da ansonsten keine Verhaltensverbesserung und auch keine Resozialisierung erfolgreich sein werden. – Nun gut, uns gegenüber sass der jugendliche Straftäter. Ich war gespannt auf die Vorgehensweise von Markus. Jugendliche Straftäter können sehr labil, andere sogar sehr selbstsicher und zudem noch unhöflich und forsch sein. Jeder Jugendliche weist eigene Charakteren auf, so gibt es keine Standardeinvernahmen. Flexibilität, Einfühlungsvermögen und Fachwissen sind gefragt. Bevor Markus den Vorhalt machte, suchte er das Gespräch mit dem Jungen. Sehen Sie, er ist gerade mal so ungefähr siebzehn Jahre alt, eingesperrt und isoliert von der Familie. Drauflospreschen nützt hier nichts, wir haben ja Zeit. Den Dialog hat Markus hervorragend aufgebaut und den Vorhalt gemacht. Die Einvernahme nimmt ihren

Lauf. Wir lassen den Jungen rauchen und spendieren ihm sogar einen Kaffee. Er spürt, dass wir ihn ernst nehmen und nicht hintergehen, was uns letztlich zum Erfolg führt. Das heisst aber nicht, dass er von uns wie ein armseliges Kätzchen behandelt wird. Nein, denn Respekt flössen wir ihm schon ein, und wenn nötig, werden wir laut und bestimmt.

Nicht lange, und ich durfte meine eigene Einvernahme zur Person mit einem in Untersuchungshaft stehenden jugendlichen Räuber betreffend das Ermittlungsverfahren der Raubstraftaten machen. Als neugieriger Mensch kam mir das gelegen. Ich fragte dem Jungen Löcher in den Bauch, und er respektierte das. Ich brauchte knapp eine Stunde dazu. Wissen Sie, was mich erstaunte? Dieser Junge hatte keinen Skrupel vor einer schweren Straftat mit Waffe und Gewaltanwendung, und hier im Zimmer scheint er so verloren, ängstlich und hilflos. Kennen Sie den Spruch:

*«Gefährlich ist der Leut zu necken,
gefährlich ist des Tigers Zahn,
doch das Schrecklichste aller Schrecken,
ist der Mensch in seinem Wahn!»*

Den ganzen Monat befasste ich mich vorwiegend mit diesem Ermittlungsverfahren. Markus und ich hatten uns die Straftäter je nach Zutrauen aufgeteilt. Mit der Zeit waren wir ein eingespieltes Team. Vor, während und nach jeder Einvernahme besprachen wir den Ablauf bzw. das Ergebnis. Wir informierten uns über die neuesten und wichtigsten Erkenntnisse. Diese wiederum verhalfen uns zu weiteren Erfolgen bei den Einvernahmen. Wir spielten die Täter gegeneinander aus, führten sie in Widersprüche und legten ihnen Beweise auf den Tisch. Mehr und mehr schloss sich der Kreis, und wir gelangten in der Zwischenzeit zu bis zu sieben Raubstraftaten, mehreren Einbruchdiebstählen, Betrugsdelikten, Hausfriedensbruch und noch vie-

lem mehr. Die Arbeit machte Spass. Insgesamt konnten wir rund elf Täter überführen, und alle waren geständig. Das klingt alles so lobend und einfach, da steckt aber enorm viel Arbeit dahinter. Die Täter mussten vorerst verhaftet werden, was nur aufgrund ausreichend belastender Aussagen oder Beweisstücke vom Jugendanwalt gutgeheissen wurde. Die darauffolgende Verhaftung musste dann auch gut geplant und organisiert werden.

Bei jedem Täter drängte sich eine Hausdurchsuchung auf. Tatwaffen, Notizen, Deliktsgut, alles könnte uns weiterhelfen. Als neugieriger Mensch liebte ich Hausdurchsuchungen.



Beim Jugenddienst befasst man sich mit jugendlichen Straftätern. Jugendlich bedeutet bis zum vollendeten achtzehnten Altersjahr. Wenn immer möglich interessierte ich mich für die Beweggründe der Tatbegehung. Ich wollte ihre Gefühle und Motivation kennenlernen. Eines Tages bestellte ich einen vierzehnjährigen Täter zu mir ins Büro. Mehrere Seiten umfassten seine Straftaten: Diebstähle, Raubüberfälle, Sachbeschädigungen usw. Er strahlte nur so vor Selbstbewusstsein und Stärke. Als wir uns gegenüber saßen, sprach ich ihn auf die vielen Straftaten an. Er äusserte sich unmissverständlich: «Ja, ja, ich habe viele Diebstähle, Raubüberfälle und dergleichen begangen. Ich bin der Boss der Mafia. Ich bestimme und mache, was ich will.» Ein gewiefter Junge. Ich stand auf, schlug mit der Faust auf den Tisch: «Kennst du Al Capone?» – «Nein, wer ist das?» – «Was, du kennst Al Capone nicht, und du willst Boss der Mafia sein? Schäme dich! Al Capone...» Niedergeschlagen, mit weit geöffneten Augen sass er nun da. Die Einvernahme konnte beginnen. Er hatte Respekt vor mir und beantwortete meine Fragen, ohne zu zögern. Mit vierzehn Jahren war er bereits sehr reif und intelligent. Als ich ihn auf widersprüchliche Aussagen hinwies, konnte er mir annehmbare Erklärungen liefern. Am Schluss, beim Durchlesen der Einvernahme, wies er mich sogar noch auf Ungenauigkeiten oder Fehler hin, die er gleich von Hand richtigstellte. – Einige Tage später, ich lief gerade in Gedanken versunken den Gehsteig entlang, da stufte mich ein Junge an den Arm: «He, hallo, wie geht's denn so?» Erschrocken erwiderte ich: «Ah, hallo, toll, und dir?» Da erkannte ich ihn wieder. Es war der Junge mit der Al-Capone-Geschichte! – Verstehen Sie, die Zusammenarbeit mit den jugendlichen Straftätern basiert auf einer sehr persönlichen Ebene. Zu zweit oder zu dritt durchqueren wir ganz spontan verschiedene Jugendtreffs, Discos oder Plätze. Wir brauchten uns nicht anzuschleichen, es war, als ob uns die Jugendlichen riechen konnten. Auf etwa fünfzig Metern winkten sie uns zu und nannten uns beim Namen. Also, bei den Patrouillen ging es weniger um Kon-

trollen, mehr aber ums Sehen und Gesehen-Werden. Zudem war es unterhaltend, wieder einmal in einer Disco bei Techno-Musik zu sein. Lange hielten wir das jedoch nicht aus. Bei den Patrouillen hielten wir stets Ausschau nach vermissten oder gesuchten Jugendlichen, meistens aber erfolglos.

Es war ein Patrouillengang wie gewohnt. Über Funk verständigte uns die Zentrale, ins Jugendheim zu gehen. Vor dem Haus läuteten wir die Glocken. Wir mussten längere Zeit warten, bevor uns geöffnet wurde. Der Heimleiter bat uns herein. Die Treppe hinunter hörten wir Schreie: «Lasst meine Freundin in Ruhe, sonst werde ich euch alle umbringen. Ich hasse euch!» Furchterregende Schreie! Wir wurden in ein Sitzungszimmer geführt, wo ein Mädchen aus dem Heim auf uns wartete. Gemeinsam mit ihrer Freundin verübte sie eine geringfügige Straftat, wobei ihre Freundin noch am Tatort durch den Geschädigten festgehalten werden konnte. Das Mädchen trat arrogant und wortkarg auf. Es war eine angespannte Stimmung im Raum. Mal schrie das Mädchen, mal weinte es, dann schien es wieder ganz cool und gelassen. Trotz seiner Straftat tat mir das Mädchen leid. Als Teenager im Heim, weil zu Hause zwischen den Eltern die Hölle herrscht, ausgestossen und alleine gelassen. Ihre Wut, Arroganz, ihr Zorn und Auftreten baute sie zum Selbstschutz auf! Wer trägt eigentlich die Schuld an der Straftat, das Mädchen, die Eltern? – ***Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr!*** – Nachdem ich das Vertrauen des Mädchens erweckt hatte, gab sie mir das Deliktsgut zurück. Die Hektik hatte sich gelegt. Ich wollte sie zur späten Stunde nicht mehr auf die Polizeiwache mitnehmen, forderte sie jedoch auf, bei der kommenden Einvernahme zu erscheinen. Für ihre Probleme hatte ich Verständnis, erwartete aber auch eine entsprechende Zusammenarbeit. Ihre Freundin begleiteten wir in der Folge von der Polizeiwache zurück ins Heim. – Auch in der Schweiz gibt es Armut. Kinder, die auf sich alleine gestellt sind, die ohne soziales Umfeld aufwachsen, keine Liebe kennen und sich von der Gesellschaft abkapseln.

Ich habe die Armut in der Schweiz gesehen und erlebt. Menschen, die einsam und dem Alkohol verfallen sind, in Wohnungen von zwei auf vier Metern ohne sanitäre Einrichtungen leben und nicht geliebt werden. Armut der Liebe, Geborgenheit und Zuneigung! Wann wurden Sie zuletzt geliebt, wirklich geliebt, in die Arme genommen, so dass Sie sich geborgen fühlten? Kommen Sie mit Ihren Problemen und Nöten klar? Sie sind ein glücklicher Mensch. – Als ich das Mädchen eine Woche später zur Einvernahme erwartete, war sie aus dem Heim entwichen. Eine Polizeipatrouille konnte sie einige Tage später auffinden und verbrachte sie auf die Polizeiwache. Keine Zeit verlieren, sofort eilte ich auf die Wache. Ich trat in die Zelle und spürte ihren Hass. Wir setzten uns an einen Schreibtisch in einem abstoßend fremden und kalten Raum. Meine Fragerei begann. Kaum ein Wort entwich ihrem Munde. Wie gewinne ich ihr Zutrauen? Mit demselben Wortschatz wie das Mädchen und einigen Scherzen gelang es mir, die Anspannung zu lockern. Plötzlich öffnete sie sich, und die Einvernahme nahm ihren Lauf.

Mit der Zeit fand ich grossen Spass an Einvernahmen. Selbständiges und produktives Arbeiten, aber auch der Drang, ein Ziel zu erreichen, erfüllte mich mit Freude und gab mir ein gutes Gefühl, Ende des Monats ein hohes Salär zu kassieren. Noch konnte ich nicht endgültig beurteilen, ob unser Salär gerechtfertigt oder gar zu hoch sei. Es gab da so einen eindrücklichen und harten Tag. Bereits vor sieben Uhr war ich im Büro, denn kurze Zeit später erwartete ich einen Straftäter zur Einvernahme. So blieb mir noch genügend Zeit, mich vorzubereiten. Ich musste ihn wegen mehrerer Straftaten einzeln befragen. Bis vor einer Woche war er noch in Untersuchungshaft. Mangels Beweismittel und aufgrund der gesetzlich abgelaufenen Haftzeit wurde er wieder auf freien Fuss gesetzt. Von ihm verlangte ich jedoch, meinen Vorladungen Folge zu leisten. Und jetzt, innerhalb dieser Woche, ereignete sich wieder eine massive Straftat. Aufgrund der Foto-

konfrontation wurde mein Straftäter durch den Geschädigten wiedererkannt. Erstaunt war ich, als er tatsächlich pünktlich beim Jugenddienst erschien. Ist er wirklich der Täter? Er war ein wenig beschränkt und in der deutschen Sprache nicht sehr gewandt, doch für eine Einvernahme reichte es allezeit. Die Straftaten standen fest, es mussten nur noch die Einzelheiten erörtert werden. Noch ahnte er nichts über unsere Kenntnisse der neuen Straftat. Während der Einvernahme klopfte mein Partner an die Tür und bat mich heraus. Der Geschädigte werde zu einer Gegenüberstellung erscheinen. Also musste ich den Täter irgendwie dazu bringen, dem Geschädigten hinter der Scheibe gegenüberzustehen. Ich bat ihn mitzukommen. Glücklicherweise befanden sich zwei Fahrräder vor der Scheibe. Ohne langes Zögern: «Kennst du diese beiden Fahrräder?» – «Nein, die kenne ich nicht. Hat das was mit meiner Straftat zu tun?» – In diesem Moment brüllt der Geschädigte im anderen Raum so laut, dass es jeder hören konnte: «Ja, ja, das ist er. Der hat mir...!» Ich wurde nervös und lenkte sofort ab: «Die Fahrräder kennst du also nicht. Bist du ganz sicher?» – «Ja, die habe ich noch nie gesehen!» – «Gut, gehen wir wieder ins Büro zurück.» Zwar spürte er, dass etwas nicht stimmte, doch zeigte er sich nach wie vor einfältig und ahnungslos. Etwas später klopfte mein Partner wieder an die Tür. Er gab mir den Auftrag, den Täter nicht mehr nach Hause gehen zu lassen. Wir müssen ihn im Anschluss verhaften, er wurde wiedererkannt. Gegen fünf Uhr abends neigte sich die Einvernahme dem Ende zu. Der Täter und ich waren beide sehr müde. Ihn drängte es nach Hause, und mir stand die Aufgabe bevor, ihn zu verhaften. Ich fühlte mich schlecht. Er ist beim Jugenddienst erschienen und hat mir alles erzählt, was ich wissen wollte. Sein Problem, er konnte zwischen Recht und Unrecht nicht unterscheiden. Er wusste nicht, was es heisst, etwas Unrechtes zu tun. Sein Beschränktsein wurde von anderen Straftätern oftmals ausgenutzt. Ich fühlte mich schuldig, weil ich ihn verhaften musste. Wiederum bat ich ihn nach der Ein-

vernahme mitzukommen. Gemeinsam gingen wir in einen anderen Trakt des Jugenddienstes. Der Wartesaal war besetzt. Ich geleitete ihn in eine Zelle: «Kannst du einen Moment hier warten? Der Wartesaal ist besetzt, und die Zelle kennst du ja bereits.» – «Ja, kein Problem.» – Ich schloss die Türe. In der Folge teilten wir ihm mit, dass er wieder verhaftet sei, weil er als Straftäter wiedererkannt worden war. Nun war ich über zehn Stunden ununterbrochen im Büro, und jetzt das. Er begann an die Wände zu schlagen. Ich hörte sein Schreien und Weinen. Seine Eltern gaben ihm notgedrungen ein Alibi. Bereits vor drei Wochen war ich bei seiner Verhaftung bei ihm zu Hause zugegen. Intensiv befasste ich mich in den letzten Wochen mit ihm. Sein Schicksal war mein Schicksal. Ich war traurig. Wohl mag er erneut der Täter sein, doch weiss er nicht, was das bedeutet. In seinem Innern ist er nicht böse oder gefährlich, aber er ist der Täter. Gegen sieben Uhr war ich bei mir zu Hause. Ich weinte. Dieser Tag und sein Schicksal bedrückten mich. Ich habe ihn betrogen! Er ist erschienen und hat mir alles erzählt. Er hat mir vertraut, und ich habe das Vertrauen missbraucht.

Es war nicht die einzige Verhaftung, bei der ich dabei war. Früh am Morgen läuteten wir an der Tür. Eine Frau öffnete im Schlafmantel. Wir gaben uns als Polizeibeamte zu erkennen. Erschrocken liess sie uns herein. Wir erklären, dass ihr Sohn Mitangeschuldigter einer Straftat mit Waffengebrauch ist. Die Mutter redet mit lauter Stimme auf ihren Sohn ein, der Vater ruft aus dem Schlafzimmer: «Ich habe immer gesagt, dass es einmal soweit kommen wird. Unser Sohn ist selber schuld.» Bei der Durchsuchung des Kinderzimmers fanden wir diverse Waffen. Die Mutter war entsetzt und beschimpfte ihren Sohn noch lauter. Für den Jungen war es bestimmt nicht einfach, doch anstatt ihn in dieser schwierigen Phase zu unterstützen, wurde er beschimpft. Letztlich sammelte sich die Mutter wieder und redete ihrem Sohn gut zu und bat ihn, die Wahrheit zu sagen. Die Beweisgegenstände und der Junge wurden auf den Jugenddienst verbracht.

Stellen Sie sich vor: Früh am Morgen steht die Polizei vor Ihrer Türe, verhaftet Ihr Kind und beschlagnahmt diverse Waffen aus dessen Zimmer? Wir beruhigten die Eltern: «Ihr Kind ist wohl angeschuldigt, aber noch lange nicht Täter. Wir werden ihn nach der Einvernahme wieder nach Hause schicken. Es gibt keinen Grund, ihn festzuhalten.» Die Erleichterung war der Mutter anzusehen. Als Beamter wollte ich immer menschlich, tolerant und hilfsbereit bleiben. Gewalt war für mich nach Möglichkeit kein Thema. Auch nicht als ich mit einem gewalttätigen jugendlichen Straftäter eine Hausdurchsuchung machte. Seine Schwester kreuzte zufällig auf. Die beiden fielen sich in die Arme wie ein Liebespaar, das sich Jahre nicht gesehen hatte. Ich sah keinen Grund einzugreifen. Wir erlaubten ihm sogar, eine Zigarette zu rauchen, einzig erlaubten wir nicht, in seiner Muttersprache zu sprechen. Sie dankten uns.

Im Jugenddienst drängte ich mich oft in die private Sphäre einer Familie, bei Verhaftungen, Hausdurchsuchungen oder Befragungen. Ich sah ihre Art zu leben und bekam ihre Probleme zu spüren. Man bekommt schnell das Gefühl, unantastbar und bestimmend zu sein. Mit gewissen Straftätern verweilte ich Stunden im Büro. Den jugendlichen Straftätern gab ich das Du, was auf Gegenseitigkeit beruhte und mich nicht im geringsten störte. Wir sprachen nicht nur über die Straftaten, sondern auch über ihr und manchmal auch über mein Leben. Wo sie geboren und aufgewachsen sind. Was sie mögen und vom Leben erwarten. Welche Wünsche sie noch haben. Sie offenbarten mir ihre Probleme, Nöte, Sorgen und Krankheiten. Bis zuletzt kannte ich die ganze Familie vom Hörensagen. Sie sprachen häufig von ihren Beziehungen zu Frauen. Ist Ihnen aufgefallen, dass auch Sie einer fremden Person, der Sie irgendwo begegnen und eine Weile mit ihr verbringen, oft mehr erzählen als nahestehenden Freunden? Unbefangen können Sie alles erzählen, ohne dabei Angst oder Sorgen zu haben.

Vom Jugenddienst wechselte ich über zur Betäubungsmittel-Fahndung. Mit grossem Widerwillen trat ich meinen Dienst dort an. Das Metier überzeugte mich in keiner Weise. Ich tat, was ich tun musste und nicht mehr. Hier arbeiten die Freaks. Zweihundert Überstunden und noch mehr gehören zum Alltag. Die Jagd auf Drogendealer und Drogenkonsumenten wurde, hier selbst zur Droge! Beinahe jeder Passant gilt als verdächtig und gefährlich, als ob sie unter Verfolgungswahn litten. Ich fühlte mich hier in einer anderen Welt, eine Welt der Gewalt, der Zerstörung, des Hasses, der Begierde, der Abtrünnigen. Hier herrschen andere Gesetze! Manch ein junger Polizeibeamter arbeitet mit Vorliebe hier. Täter haben keine Rechte und werden meistens wie Tiere behandelt. Mit der Top-Ausrüstung fühlt man sich gleich als FBI-Agent. Ich hasste diesen Dienst. Für mich war es ein Zwang und eine Qual! Die Beamten hier heben sich ab von allen anderen Beamten, sie fühlen sich als etwas Besonderes. Das war zumindest mein Eindruck. Es gibt Gesetze, und wir müssen dafür sorgen, dass diese auch eingehalten werden. Und wenn es um Betäubungsmittel und somit um viel Geld geht, kennen die Täter keine Gnade. Von verschiedenen Drogenkonsumenten wussten wir, wann und ungefähr wieviel Drogen verkauft werden. Mit rund zehn Drogenbeamten nahmen wir die Observation in Angriff. Gut postiert beobachteten wir das Haus. Menschen gingen ein und aus. Nach einer Weile drangen wir zu zweit ins Haus, während die anderen draussen die Stellung hielten. Es war ein altes Wohnhaus. Jeder Schritt knirschte in den Wänden und am Boden. Unsere Aufgabe war es, das Zimmer ausfindig zu machen, in dem sich die Drogendealer aufhielten. Leise und mit gezogener Waffe tappten wir die Treppe hoch. So sanft wir uns auch bewegten, die Schritte liessen das Holz knarren. Plötzlich geht eine Tür auf. Wohin gehen wir? Eine Treppe höher, eine Treppe tiefer. Blitzschnell und lautlos eilen wir einen Stock höher. Glück gehabt. Jemand hat seine Wohnung verlassen und benützt den Lift, nicht die Treppe. Mit unseren Kameraden haben wir ständigen Funkkontakt.

Schweiss läuft mir übers Gesicht, ich habe Angst. Kurze Atempause, und weiter geht es. Wir nähern uns den Wohnungstüren und horchen. Nach Möglichkeit blicken wir durch das Schlüsselloch. Kein Licht, kein Geräusch, nächste Türe. Dann die Meldung unserer Kameraden, eine Person ist soeben ins Haus gegangen. Wo verstecken wir uns? Wiederum eilen wir einen Stock höher, in der Hoffnung, nicht erkannt zu werden. Der Entscheid war klug, aber auch riskant. Die Person verschwand hinter einer Wohnungstüre. Puhhhhhh! Bis jetzt haben wir nur eine Vermutung, in welcher Wohnung sich der Täter befindet. Wir begeben uns wieder nach unten. Ich werde beauftragt, vor den Kellertüren die Lage zu beobachten. Mein Partner geht wieder nach draussen. Das Warten beginnt, als ob die Zeit stehen bleibt. Plötzlich verlässt einer den Lift und rennt ins Freie. Ich erkannte nur seine Kleidung. Es musste sich um den Laufburschen handeln. Er ist uns entkommen. Später treffen sich zwei Personen im Eingang. Von meinem Standort aus erkenne ich nur ihre Schatten. Ihrem Gespräch kann ich nur schwer wenn überhaupt folgen. Ich drücke mich schweissgebadet in die Nische. Ich habe fürchterliche Angst. Was geschieht, wenn einer die Treppe herunter kommt und mich sieht? Schiesst er? Sollte ich mich dumm stellen? Da ich mich im Keller befinde, ist die Funkverbindung teilweise unterbrochen. Ich selbst kann nicht funken, ansonsten mich die Schatten ertappen würden. In diesem Moment fühlte ich mich hilflos ausgesetzt. Die massive Haustüre lässt sich von aussen nicht öffnen. Meine Kameraden wissen jetzt nicht, was hier abgeht. Ich kann sie nicht warnen, und sie könnten mir nicht einmal zu Hilfe kommen. Bereits fünfzehn Minuten hängen die Schatten mit ihren Stimmen an der weissen Wand. Mein Herz raubt mir den Atem. Endlich die Erlösung, sie verlassen den Gang. Kurz darauf steht ein Kamerad vor mir. Zwei konnten verhaftet werden. An Handschellen gebunden setzen wir sie auf die Treppe. Um nicht zuviel zu verpfuschen, müssen wir schnell handeln. Zu dritt mit einer verhafteten Person laufen wir in den zweiten Stock. Wir setzen Druck auf, damit sie uns genau sagt, in welcher

Wohnung sich der Täter aufhält. Wir poltern an die Tür: «Polizei, öffnen Sie die Tür!» Merkwürdige Geräusche hören wir, so dass wir die Tür mit gezogener Waffe aufschlagen. Der Mieter blickt in unseren Pistolenlauf. Mit einem riesigen Schrecken springt er zu seiner Freundin aufs Bett und fleht uns an, nicht zu schießen. Falsche Wohnung. Jetzt geht alles Schlag auf Schlag. Im Zimmer nebenan hören wir auffällige Geräusche. Mein Partner schlägt aus Wut den bereits verhafteten Täter und schlägt dann die nächste Türe mit Gewalt auf. Gerade sehen wir noch, wie der zweite Täter einen Sack aus dem Fenster wirft. Der Täter wird überwältigt und zu Boden gerissen. Auf dem Bauch liegend, mit Handschellen gefesselt, prescht ihm mein Partner zu meinem Entsetzen mit den Füßen in seine Rippen. Alles ging so schnell. Ich war wütend, durfte aber nichts sagen. Wieso wohl? Vielleicht war es feige. Wenn du aber einen solchen Vorfall meldest, wirst du für den Rest deiner Zeit von deinen Kameraden fertiggemacht und schikaniert. Man erzählte mir von einem Ehrenkodex, Gewalt sei manchmal das einzige Mittel gegen solche Leute. Nun, letztlich war es ein Erfolg. Es konnten mehrere Dutzend Gramm Heroin und mehrere tausend Schweizer Franken sichergestellt werden.

Observationen gehören hier schon zum täglichen Brot. Diese müssen immer der Umgebung angepasst werden. Es war ein altes Haus. Der Haupteingang befand sich in einem Innenhof, schwer zu überblicken. Auffallen durften wir auch nicht, ansonsten der Auftrag gescheitert wäre. Leute hatten wir genügend, doch hatten wir noch keinen guten Standort. Wir gingen in ein gegenüberliegendes Haus. Von dessen Hausgang sahen wir ein wenig an das Gebäude. Das reichte uns noch nicht, zudem würden wir auffallen. Wir läuteten an einer Wohnungstüre. Eine Frau öffnete uns. Nach Vorweisen unseres Polizeiausweises und einigen Erklärungen liess sie uns in ihre Wohnung. Die Kinder waren gerade in der Küche am Essen. Ich wurde in der Wohnung zur Beobachtung alleine zurückgelassen. Die Kinder

waren zu Recht sehr neugierig – schliesslich war es auch ihre Wohnung –, weshalb ich es war, der beobachtet wurde. In der Wohnung war es warm. Ich legte die zivile sowie die Polizeijacke und meine Schussweste ab. Danach konzentrierte ich mich auf das gegenüberliegende Haus. Mit einem Fernglas blickte ich so gut wie möglich in die Räume, auf den Hof und an die Haustüren, den Stöpsel für den Funkkontakt stets im Ohr tragend. Es tat sich nicht viel. Ein Vogel auf dem Baum war geradezu eine Abwechslung. Es war langweilig und ermüdend, so brachen wir den Auftrag nach gut zwei Stunden ab. Wenigstens war es für die Kinder ein Abenteuer. Viele Observationen waren erfolglos. Da fragte ich mich schon manchmal, was ich hier überhaupt mache. An einem heissen Frühlingstag observierten wir um den Hardturm. Zusammen mit einem Kameraden sassen wir ganze drei Stunden im Auto an derselben Stelle. Nichts geschah. Glücklicherweise trainierte auf dem Fussballfeld nebenan die erste Mannschaft von GC, so dass wir wenigstens eine Ablenkung hatten. Letztlich wurde die Observation abgebrochen. Nicht selten blieb eine Beobachtung erfolglos, entweder war unser Hinweis falsch, oder die Dealer spürten unser Dasein.

Eine Örtlichkeit war geradezu bekannt als Drogenumschlagsplatz. Wenn wir keinen konkreten Auftrag hatten, räumten wir eben dort auf. Wir mischten uns unter die angeblich verdächtigen Drogenhändler und -konsumenten. Einer von uns gab sich als Drogenkonsument aus, der Stoff kaufen möchte. Mit dem Dealer vereinbarte er einen Übergabeort in der Nähe. Danach begaben sich beide dorthin. Wir andern mussten ihnen unauffällig folgen. Nachdem sich unser Spitzel und der Dealer an der Örtlichkeit befanden und am Verhandeln waren, schlugen wir gnadenlos zu. Bei der Verhaftung behandelten wir unseren Spitzel als Drogenkonsument und verhafteten ihn ebenso, damit unser Spiel nicht durchschaut werden konnte. Die Minigrips hielten wir immer gut in den Augen, um sie dem Täter zuordnen zu können. Bei einer Verhaftung werden die Minigrips vom Tä-

ter sofort zu Boden geworfen und dieser bestreitet natürlich den Drogenhandel. Oft verfügen die Dealer über Waffen. Wir dürfen uns keinen Fehler leisten, sonst könnte es schon einmal ein tragisches Ende nehmen. Mitunter verhafteten wir auch Verdächtige mitten in einer Menschenmenge. Obwohl wir im Interesse der Bürger handeln, wurden wir oft beschimpft und belästigt: «Lassen Sie den armen Kerl in Ruhe! Ihr habt doch Spass daran, andere wie den letzten Dreck zu behandeln! Das ist ja unerhört!»... Ich erinnere mich: Als wir rein zufällig mit dem Auto bei einem Schulhaus vorbeifuhren, standen zwei Verdächtige abwartend auf dem Pausenplatz. Wir stoppten an Ort und Stelle. Die beiden versuchten abzuhaufen, was ihnen nicht gelang. Vor Ort ketteten wir sie mit Handschellen an eine Säule und durchsuchten die beiden. Die Schüler hatten gerade eine kurze Pause und beobachteten uns vom Schulzimmer aus. Plötzlich piffen uns die Schüler aus: «Scheiss Bullen. Arschlöcher. Haut ab!» Mein Partner wurde wütend und teilte ihnen ebenso aus. Er drohte sogar, nach oben zu kommen. Unbeeindruckt bewarfen uns die Schüler mit Papierknitter. Bei solchen Bemerkungen bleibt man lieber ruhig und verrichtet seinen Job. Die Lage beruhigte sich wieder, als wir den Platz verliessen.

Wir hatten Hinweise, wonach in der Nähe eines anderen Schulhauses des öfteren Drogen verkauft werden. – Fragen Sie mich nicht, woher die Hinweise stammen. Das weiss ich wirklich nicht. Manchmal war ich mir auch gar nicht sicher, ob das mit den Hinweisen auch stimmte. Tatsache ist, dass die Drogenkonsumenten von den Drogenbeamten während den Einvernahmen oft stark unter Druck gesetzt wurden, um eben gute Hinweise zu erhalten. – Zu dritt observierten wir die Örtlichkeit. Nach einer Weile betraten zwei auffällige Personen ein Restaurant. Im Anschluss folgte eine weitere verdächtige Person. Da wollten wir wissen, was da abgeht. Wir setzten uns auch an einen Tisch und bestellten etwas zu trinken. Ich sass mit dem

Rücken zu den Verdächtigen, unser Boss hatte aber den Überblick. Kaum hatten wir den Kaffee getrunken, ging es auch schon los. Wir standen auf und liefen zügig zu dem anderen Tisch. Mein Partner zog die Waffe und gab sich als Polizeibeamter zu erkennen. Wir durften den Verdächtigen keine Chance geben zu reagieren. Meistens tragen Drogendealer Waffen auf sich. Alle drei ketteten wir mit Handschellen an die Stühle. Bei der Durchsuchung fanden wir nur Geld in einer grösseren Menge. Meinem Partner genügte das jedoch zur Verhaftung. In der Zwischenzeit war der Kastenwagen eingetroffen. Die Verhafteten setzten wir in den Wagen. Die Schüler konnten uns dabei zusehen, sie hatten gerade Schulschluss. Hier mussten wir keine Beschimpfungen oder Belästigungen entgegennehmen. Einige der Schüler waren sogar Bekannte von uns. Auf der Wache folgte die übliche Prozedur. Sie wurden fotografiert und ausgenommen. Manch einer musste sich von den Beamten Beschimpfungen wie «Neger» und «Sauhund» gefallen lassen. – Bedenken Sie, viel Geld und Vermutungen waren die einzigen Haftgründe! – **Einige wurden sogar in den Bauch geschlagen.** Hier waren die Beamten ja die Starken und Bestimmenden. Übrigens, wenn ich sage, dass ich noch nie so viele Arschlöcher wie bei der Polizei gesehen habe, dann stimmt das wortwörtlich! Jeder, der in eine Zelle gesteckt wurde, musste gefilzt werden. Das heisst, er zieht jedes Kleidungsstück einzeln ab, und zuletzt bückt er sich, und ich schaue ihm ins Arschloch. Zwar zog ich mir Gummihandschuhe über, doch wenn da noch ein wenig Scheisse am Arschloch hängt, ist es nicht gerade appetitlich. Glauben Sie mir, ihm ist es genauso unangenehm. Nun gut, die drei Verhafteten mussten nach erfolgter Einvernahme wieder freigelassen werden. Vielleicht wissen Sie, dass es gesetzlich festgelegt ist, wie lange jemand maximal in Polizeihaft sein darf? Wenn es dem Beamten nicht in den Kram passte, dass einer wieder raus durfte, liess man ihn manchmal noch eine ganze Weile in der Zelle schmoren. Eine der letzten Schikanen, die ein Beamter anwenden konnte.

Das Wetter lässt manche Überwachung zur Folter werden. Ein Haus im Dunkeln bei bitterer Kälte. Wir sahen Licht und Schatten, der sich bewegte. Jemand musste zu Hause sein. Eine grössere Aktion war geplant, umso verständlicher unser Auftritt mit rund sechs Beamten. Während die anderen hinter den Büschen warteten, versuchten wir beim Eingang des Wohnhauses die Namen ausfindig zu machen. Sobald sich uns eine unbekannte Person näherte, wurden wir über Funk gewarnt, so dass wir uns noch schnell verstecken konnten. Ich schlich die Treppe hinunter in den Keller. Hinter der Kellertüre wartete ich auf weitere Befehle. Ein weiterer Beamte suchte im Treppenhaus nach der richtigen Wohnungstüre. Das war ein gefährliches Unterfangen, jederzeit konnte jemand im Treppenhaus erscheinen und unser Auftrag wäre geplatzt. Schon bald waren wir uns der Wohnung sicher, doch vorerst wurde erst einmal zugewartet. Die Zeit wollte nicht vergehen. Die Minuten wurden zu Stunden. Gelegentlich betrat ein Fremder das Wohnhaus, der für kurze Zeit Nervosität verursachte. Mir war es wichtig, dass niemand den Keller betrat, immerhin hätte mein Dasein im Keller für Aufregung gesorgt. – Hätten Sie Freude, plötzlich eine fremde Gestalt in ihrem dunkeln Keller zu entdecken? – Glücklicherweise geschah nichts. So nach ungefähr zwei Stunden betrat ein Mann das Wohnhaus. Zielstrebig steuerte er auf mich zu. Ich konnte nur seine Beine erkennen. Mein Herz schlug wie wild. Langsam trat ich zwei Schritte zurück. Sein Atmen war nun zu hören und sein Schatten drängte sich in den Keller. Meine Hände zuckten in Richtung Pistole. Dann rief er mich plötzlich beim Namen. Ach, war ich erleichtert, als ich wusste, dass mein Kamerad lediglich den Standort mit mir tauschen wollte. Ich durfte einen Beobachtungspunkt ungefähr achtzig Meter vom Wohnhaus entfernt beziehen. Da stand ich nun hinter parkierten Autos und beobachtete das regungslose Geschehen. Ein Marder leistete mir Gesellschaft, eine zu begrüßende Abwechslung. Er sprang mir um die Füße und starrte mich mit grossen Augen an. Ein weiterer Höhepunkt, als mich

ein Anwohner des Quartiers ansprach: «Was machen Sie hier, wer sind Sie?» Er dachte wohl, ich sei ein Autodieb. Das konnte ich gut verstehen, ich wusste selbst nicht recht, was ich um Mitternacht so alleine hinter zwei Autos zu suchen hatte. Ungefähr vier oder fünf Stunden verstrichen, bis ich über Funk zum Wohnhaus gerufen wurde. Die Wohnung war bereits gestürmt und die Verdächtigen verhaftet, meine Kameraden hatten mich schlichtweg vergessen. Mein Beisein schien so sinnlos. Zwar war die Aktion ein Erfolg, doch hätte ich die sieben Stunden Observation lieber zu Hause in der warmen Stube verbracht. Das hätte wenigstens Sinn gemacht.

Bei der Betäubungsmittelfahndung investierten wir soviel Zeit für Observationen und Hausdurchsuchungen, Zeit wofür? Die Beweislast ist beim Drogenhandel und -konsum so schwer. Alles wird abgestritten und beweisen kann man beinahe nichts. Selbst bei einem Erfolg lassen letztlich die Strafverfolgung und das Strafmass zu wünschen übrig. Die Täter stammen meistens aus sozial armer Schicht, so dass es ihnen im Gefängnis sowieso besser geht. Ich habe eine bekannte Strafanstalt in der Schweiz gesehen. Dort halten sich Schwerverbrecher auf, die zu Zuchthausstrafen verurteilt wurden. Jeder Insasse bewohnt eine Zelle mit WC und Waschbecken. Fernseher und PC zählen auch schon zum Standard. Die Sträflinge gehen im Gefängnis einer Arbeit nach, meistens können sie gleich eine Berufslehre abschliessen, zum Beispiel Bäcker, Koch, Schreiner usw. Dabei verdienen sie ihr Geld, das von der Gefängnisverwaltung pflichtbewusst verwaltet wird. Zudem dürfen die Insassen Sprach- und Computerkurse für nur ungefähr fünfzig Franken besuchen. Dann steht ihnen noch ein Kiosk zur Verfügung, wo sie Schokolade, Zigaretten, Früchte und vieles mehr kaufen können. Zudem hat es Tischfussball und Billardtische. Ein Sträfling darf am Sonntag von seiner Frau für rund fünf Stunden in der Zelle besucht werden, für Nachwuchs soll gesorgt werden. – Haben Sie nun einen kleinen Einblick

in zeitgemässe Strafanstalten? Das wurde uns gezeigt und erklärt, ob das nun sinnvoll oder überflüssig ist, das ist Ihre ganz persönliche Meinung.

Gerne möchte ich Ihnen noch eine Episode einer Hausdurchsuchung erzählen. Eine Hausdurchsuchung ist in seiner Art nichts Aussergewöhnliches bei der Drogenpolizei, doch die zu durchsuchenden Räume und Gegenstände können des öfteren speziell sein. Diesmal war es ein Arzt, der des Drogenhandels und eventuell auch der Kinderpornographie beschuldigt wurde. Wir fuhren mit mehreren Polizeibussen an diese Örtlichkeit. Unser Boss rechnete wohl mit sehr viel Beweismaterial. Beim Öffnen der Wohnungstüre flog uns der Gestank förmlich ins Gesicht. So weit ich mich erinnern kann, war es eine Fünfeinhalbzimmerwohnung mit einer grosszügigen Terrasse. Die Zimmer waren mit Abfallsäcken und Möbeln überfüllt, als ob hier seit Jahren keiner mehr wohnte. Der Arzt war sehr krank und regte sich kaum, er sass wie eine faule Birne in seinem Sessel, betrunken und verhunzt. Jeder von uns stülpte sich zwei Paar Handschuhe über. Der Abfall ekelte uns an. Die Räume und Gegenstände wurden zur Durchsuchung zugeteilt. Vorerst vergnügte ich mich mit dem Schlafzimmer, glücklicherweise war dieses mehr oder minder sauber. Nach einer halben Stunde bat man mich um Hilfe auf der Terrasse. Meine Kollegen richteten den Gartentisch zur Ablage her. Dutzende von Abfallsäcken lagen herum. Einen nach dem anderen leerten wir auf den Tisch. Verfaulte Lebensmittel, Papierreste, Bierflaschen, Büchsen, die vermutlich seit Monaten herumlagen, befanden sich in diesen Säcken. Es war ein Greuel, gelegentlich mussten wir uns abwechseln, das war unzumutbar. Selbst die Wohnung war voller Schmutz und Abfall. In der Küche stand überall gebrauchtes Geschirr herum. Berührte man das Sofa, entwich sogleich eine Staubwolke, einfach fürchterlich. – Während unserer Arbeit rief mich ein Kamerad ans Telefon. Meine Mutter suchte mich über die Polizeizentrale, die sie dann auf das Natel unseres Gruppenleiters

weiterleitete. Eigentlich ist es nicht erwünscht, bei einer Aktion kontaktiert zu werden. Doch ging es um meine einjährige Hauskatze. Sie musste eingeschläfert werden, da sie eine vereiterte Bauch- und Magenhöhle hatte. Wissen Sie, die Polizei war mein Job, doch führte ich nebenbei auch mein Privatleben. Gerade bei der Drogenpolizei bleibt dafür nicht viel Zeit. – Nach rund zwei Stunden brachen wir die Durchsuchung ab. Mit dem Arzt fuhr ich anschliessend notgedrungen ins Spital. Er war mit Alkohol und Medikamenten vollgestopft. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich drastisch. Wir befürchteten, dass er noch vor Ort sterben könnte. Im Spital wurde er sofort behandelt. Ich war froh, ihn lebend abgeliefert zu haben. Übrigens, in seiner Wohnung konnten keine Beweismittel sichergestellt werden.

Manchmal wühlten wir wie Gorillas in den Wohnungen herum. Es war eine kleine Einzimmerwohnung. Wir rissen die Sofakissen heraus, kippten die Stühle und buddelten in den Pflanzentöpfen herum. In der Küche schnitten wir Lebensmittelsäcke und Büchsen auf. Das Gefrierfach wurde enteist und der Abfallsack entleert. Schränke wurden durchstößert und Bilder von der Wand gerissen. Alles durften wir uns erlauben, während uns die Mieter, mit Handschellen an den Heizungs radiator gekettet, zuschauten. Wir trieben unser Unwesen. Letztlich stellten wir Küchengeräte sicher, die zur Drogenverarbeitung verwendet werden können. Diese wurden ins Labor zur Untersuchung geschickt. Ob jemals Rückstände von Drogen gefunden wurden, weiss ich nicht. Zumindest wurden die Geräte dem Besitzer weggenommen und nie mehr zurückgegeben. In einer anderen, etwas grösseren Wohnung spielte sich dasselbe Drama ab. Die Mieter wollten gerade zu Abend essen, als wir in die Wohnung stürmten. Eigentlich suchten wir nicht nur Drogen, sondern auch einen bekannten Drogendealer. Dieser war nicht hier, nur ein Junge, der uns damals bei der Observation durch die Lappen gegangen war, seine Mutter und grössere Schwester waren anwesend. Kleinere Gegenstände

konnten wir sicherstellen: Adressen, Notizen, Messer und Mobiltelefone. Sie wissen, die Telefonnummern der Mobiltelefone sind nirgends registriert, was die Ermittlungen der Drogenpolizei massiv erschwert. In unserem Büro liegen Dutzende solcher Telefone herum. Alle sind rund um die Uhr eingeschaltet. Läutet es, nehmen wir ab und geben uns als «Hallo» zu erkennen. Wenn wir Glück haben, gelingt es uns, einen Drogenkauf mit einem Dealer zu vereinbaren. Meistens werden wir jedoch durchschaut, und sie unterbrechen die Verbindung. Was uns bleibt, ist die Telefonnummer desjenigen, der angerufen hat, vielleicht hilft uns das weiter.

Ich bestritt drei Monate ein Praktikum bei der Kriminalpolizei, einen Monat Revierdetektiv, einen Monat Jugenddienst und einen Monat Drogenpolizei. Ich habe sehr viel erlebt und viele Erfahrungen gesammelt. Bei einer Schlussbesprechung innerhalb der Polizeiklasse tauschten wir unsere Erfahrungen und Meinungen aus. All das gab mir Selbstvertrauen für meine bevorstehenden Tätigkeiten als Polizeibeamter im Streifendienst. Jetzt hatte ich mir vorerst aber mal so richtig Ferien verdient. Vier Wochen spannte ich aus und vergass die traurigen und tragischen Momente. Ich befreite mich mental und physisch von den Belastungen dieses Berufes, damit ich nach den Ferien wieder fit sein würde.

Polizeibeamter im Streifendienst

Es war mein erster Nachtdienst bei der Sicherheitspolizei. Die Anspannung der bevorstehenden 1.-Mai-Demo war zu spüren, trotzdem hielten sich die Verbrechen in Grenzen. Zu später Stunde meldete ein Geschädigter den Einbruchdiebstahl in seinen Personenwagen. Wohl nichts Besonderes, doch das Deliktsgut belief sich auf über sieben-tausend Franken. Der hatte Material im Auto, kaum zu glauben. Ich schenkte dem nicht zu grosse Beachtung, immerhin musste ich davon ausgehen, dass der Geschädigte die Wahrheit sagte. Die zertrümmerte Autoscheibe habe ich ja auch gesehen. Die Entscheidung, ob ihm der Verlust entschädigt wird, liegt letztlich sowieso bei der Versicherung. Wir von der Polizei interessieren uns in erster Linie für den Täter. So beobachtete eine Person zu später Stunde, wie ein Lenker mit einem Auto ein zweites Auto streifte und einen Sachschaden verursachte. Er meldete den Vorfall auf unserer Wache. Mit dem Streifenwagen fuhren wir an die genannte Örtlichkeit und konnten noch ein Blinklicht sicherstellen. Den Lenker dieses Fahrzeuges habe ich in der Folge vorgeladen. Und tatsächlich fehlte dem Lenker ein Blinklicht am Auto. So konnte ich die Täterschaft überführen. In dieser Nacht geschah nicht allzuviel. Im Anschluss an den Nachtdienst hätte ich zwei Tage dienstfrei bekommen. Doch wie so oft bei der Polizei, musste ich Extradienst leisten. Sicher kennen Sie die 1.-Mai-Demo. Eine Demonstration, gedacht für den Tag der Arbeit. Leider artete diese in den letzten Jahren immer mehr zur Schlacht zwischen Polizei und Demonstranten aus. Innerhalb eines Zuges wurde ich zum Schützen bestimmt. Derjenige, der den Demonstranten Gummigeschosse und Gas verpassen sollte. Frühmorgens fasste ich meine Uniform und begab mich in den Bereitschaftsraum. Jetzt stand die Gelegenheit bevor, das Gelernte in die Tat umzusetzen. Wie dieser Tag enden wird, wusste niemand so recht. Vor unserem Einsatz gab es noch eine Lagebeurteilung und Befehlsausgabe. Die Demonstration wurde auf den Mittag angesagt. Trotzdem verteilten

wir uns in den frühen Morgenstunden überall in der Stadt. Jeder, der irgendwie verdächtig aussah, wurde gefilzt (ausgenommen und nach auffälligen Gegenständen wie Schleuder oder Maske durchsucht). Diese Idee war ein Erfolg. Bis zum Mittag konnten mehrere Dutzend Personen verhaftet und massenhaft Material sichergestellt werden, so dass dem schwarzen Block am Mittag die Puste ausblieb. – Unter dem schwarzen Block verstehen sich die Anführer und Treiber der Menge, die getarnt ihre Aktionen planen und die Masse gegen die Polizei aufwiegeln. – Nichtsdestotrotz kam es zu Ausschreitungen. Die Demonstranten marschierten über die Brücke gegen die Polizei. Diese setzte Wasserwerfer und Gummigeschosse ein, um die Masse zurückzuhalten, ja gar zu vertreiben. Von der anderen Seite der Brücke engten wir sie dann ebenso mit einem Polizeiaufmarsch ein. Die Demonstranten gerieten in Panik. Einige sprangen von der Brücke in den Fluss, andere flüchteten sich dem Ufer entlang in die Weite. Gut durchdacht postierten wir uns entlang des Flusses auf jeder Gasse und erwarteten die Flüchtigen. Die meisten konnten verhaftet werden. Es schien so einfach. Die Polizei spielte Katz und Maus mit den Demonstranten. Nach zwei, drei Stunden hatte sich die Lage beruhigt. Abseits des Geschehens warteten wir auf weitere Befehle. Es war brennend heiss. Unsere Uniform wurde zur Qual: Schienbein- und Knieschoner, Rollkragenpullover, Brust- und Rückenschoner, feuerfester Anzug, Kampfstiefel, Helm, Munitionsgürtel und Waffe. Nach langem Warten begann es in der Stadt wieder zu brodeln. Demonstranten gruben Asphaltsteine aus dem Boden. Mit Hom und Blaulicht führen wir vor. Wir rannten auf sie los und trieben sie zurück. Vierundzwanzig Mann waren wir und standen da auf dem grossen Platz. Gegenüber tummelte sich der schwarze Block. Die Sonne brannte. Sie sahen uns in die Augen, schwarz gekleidete Männer und Frauen, bewaffnet mit Steinen, Molotowcocktails und Schleudern. Links und rechts weilten deren Sympathisanten. Im Rücken befand-

den sich neutrale Zuschauer. Ich lernte das Fürchten. Rund um uns herum Menschen, Hunderte, wer weiss, wie sie sich verhalten werden. Plötzlich fliegen Flaschen und Steine. Eine Flasche prallte zwei Meter vor mir auf den Boden und schleuderte an meinen rechten Fuss. Ohne massives Schuhwerk wäre ich jetzt wohl Invalide. Meinen Partner, der mir mit einem Schild Deckung gab, riss ich zu mir hin. Jeder Fehler könnte zu einer ernsthaften Verletzung führen. Mit Gummigeschoss und Gas antworteten wir. Auf der linken Seite näherten sich Sympathisanten, bewaffnet mit Eisenstangen. Im letzten Moment kamen uns weitere Polizeibeamte zu Hilfe, ansonsten wir hilflos ausgeliefert gewesen wären. Der schwarze Block zog die Masse in die engen Quartierstrassen zurück. Die Lage beruhigte sich. Plötzlich die Meldung, dass sich die Demonstranten anderswo sammelten. Zwei Strassen entfernt nahmen wir Stellung ein. Etwa zweihundert Meter weit weg liefen Hunderte von Demonstranten tappend durch die Strassen, ein unheimlicher, Angst erzeugender Lärm. Glücklicherweise bogen sie frühzeitig in eine andere Strasse ab. Sie schlugen Fenster ein und zuletzt demolierten sie eine Polizeiwache. Die Beamten in der Wache fürchteten um ihr Leben, und uns wurde es untersagt, zu Hilfe zu eilen. Nach vierzehn harten Arbeitsstunden durfte ich nach Hause gehen. Zwei Tage darauf befürchtete man wieder Unruhen in der Stadt. Für uns bedeutete das wieder Extradienst. Bis in die späten Abendstunden standen wir auf den Strassen und erwarteten die Demonstranten. Nichts regte sich. Wir glaubten bei Zeiten gehen zu dürfen, doch jeder anonyme Anruf, der einen Aufmarsch der Demonstranten besagte, hielt uns wieder für einige Stunden in Schach. So leistete ich innerhalb weniger Tage mehr als zwanzig Stunden Extradienst. Spätabends kam ich todmüde nach Hause, und am nächsten Tag hatte ich erst noch Nachtdienst.

Es war immer dasselbe, Diebstahlsanzeigen und Einbrüche in Autos. Sehnhchst hoffte ich auf ein aussergewöhnliches Ereignis. Wir hatten ausnahmsweise sehr viel zu tun. Alle waren ausgelastet. So kam

es, dass ich zusammen mit einem Kameraden, der mit mir die Ausbildung bestritt, zum ersten Mal alleine zu einem Fall ausrückte. Wir waren sehr müde, doch liessen wir uns das nicht entgehen. Diebstahl und Örtlichkeit, weitere Hinweise erhielten wir nicht. Mit dem Polizeibus rasten wir einige Blocks weiter. Das Delikt wurde in einem öffentlichen Lokal verübt. Wir betraten das Lokal, und schon umgaben uns dichtgedrängt die Leute. Ich hielt meinen Polizeistock und meine Pistole fest. Die Situation war schwer zu überblicken. Der Lokalbesitzer trat auf mich zu. Sofort fragte ich ihn nach Täter und Geschädigtem. Er zeigte auf die beiden. Der Geschädigte sprach nur französisch und der Täter nur englisch. Die Verteilung stand fest. Ich übernahm den Geschädigten, mein Partner den Täter. Nach mühsamen Erklärungen entschied ich, den Täter auf die Wache zu verbringen, dort hätten wir Ruhe und Zeit, alles sauber abzuklären und die Personalien festzuhalten. Der Täter war total betrunken, weshalb ich ihm keinen Vorsatz nachweisen konnte. Aus Dummheit wollte er sich mit einer fremden Jacke kleiden, es sollte ein Spass sein. Unglücklicherweise fiel das Mobiltelefon aus der Jacke auf den Boden und zerbrach. Ich entschloss mich, ihn wegen starker Trunkenheit vorübergehend in Arrest zu setzen. Aus Sicherheitsgründen muss jeder, der eingesperrt wird, bis auf die Haut durchsucht werden. Wir waren alle müde, nahe dem Schichtwechsel und dementsprechend gereizt. Ich forderte ihn auf, seine Kleider auszuziehen. Er stellte sich dämlich an, er wollte meinen Weisungen nicht folgen. Nochmals forderte ich ihn auf. Mein Partner drückte ihn mit dem Polizeistock zu Boden, und ich zog ihm vorerst seine Schuhe aus. Darin befanden sich Zigaretten. Nun begann er zu weinen, ja sogar zu schreien. Meinem Partner gab ich die Weisung, locker zu lassen. Jetzt kannte der Täter unsere Devise. Nochmals forderte ich ihn auf, ansonsten würde ich ihn höchstpersönlich ausziehen. Langsam legte er seine Kleidung ab. Als er nur noch die Unterhosen trug, begann er sich zu krümmen und zu weinen. Angesichts dessen, dass es sich nur um einen Betrunk-

kenen handelte, und es Menschen gibt, die sich tatsächlich genieren, sich vor anderen Männern auszuziehen, und er sich sonst korrekt verhielt, tolerierte ich es, sich der Unterhosen nicht zu entledigen. Diese Lappalie bedarf jedoch viel Schreibkram von rund einer Stunde Arbeit. In dieser Zeit ereignete sich auf der anliegenden Wache eine Schlägerei zwischen Polizeibeamten und Zivilisten. Die Zivilisten suchten meinen Arretierten, und die Beamten wussten derzeit noch nicht, dass er auf unserer Wache seinen Suff ausschließte. Als ich die Angelegenheit klären konnte, kehrte Ruhe ein.

Zu Beginn war ich sehr motiviert. Eine Anzeige betreffend Einbruchdiebstahl liess ich nicht einfach so auf mir sitzen. Ich wollte den Täter ausfindig machen! Mehrere Geldkassetten wurden aus der verschlossenen Toilette entwendet, ohne jeglichen Schaden anzurichten. Ich verlangte eine Schlüsselliste, worauf jeder, der einen Schlüssel für das Gebäude besitzt, mit Namen und Geburtsdatum aufgeführt wurde. Zudem beantragte ich Bankauszüge über den Inhalt der Geldkassetten. Aufgrund der Schlüsselliste überprüfte ich alle Namen nach Vorakten. Ich hatte eine schöne Menge an Fakten und Daten zusammengetragen. Bei drei Personen erhärtete sich der Tatverdacht. Diese Unterlagen leitete ich mit dem Rapport weiter zuhanden der Fachgruppe für Diebstähle. Ich war überzeugt davon, einen Täter zu finden. Die Fachgruppe schrieb mir einen Brief, wonach sie keine weiteren Ermittlungen tätigen werde. Es lohne sich nicht, in diesem Fall etwas zu unternehmen. Diese Aussage stiess auf grosses Missfallen. Selbst meine Vorgesetzten verstanden diese Haltung nicht. In der Folge hielt ich mich mit den Ermittlungen im Rahmen der Bescheidenheit. Ich war enttäuscht und verärgert.

Unsere Arbeit konnte mitunter spannend sein. Man wusste nie, was sich als nächstes ereignet. Ein Mann hielt sich in einem Lebensmittelgeschäft auf, obwohl er von der Geschäftsleitung ein Hausverbot

erhalten hatte. Es war ihm strikte verboten, den Laden zu betreten. Er weigerte sich zu gehen, also wurde die Polizei alarmiert. Kaum waren wir angekommen, wies uns das Personal auf den Eindringling hin. Hinter den vielen Regalen versuchte er, uns aus dem Weg zu gehen. Letztlich konnten wir ihn aber dennoch einkreisen und schnappen. Seine Kleidung war zerrissen und dreckig, zudem hatte er sich wohl seit längerer Zeit nicht mehr gewaschen. In seiner Sporttasche befanden sich Toilettenpapier, Lebensmittel, Zahnpaste und Zahnbürsten und ein paar Kleidungsstücke. Ausweise trug er keine auf sich. Bei den Lebensmitteln handelte es sich vermutlich um Diebesgut. Zur Identitätsfeststellung verbrachten wir ihn auf die Polizeiwache. Er gab uns Name und Adresse an. Zwar fanden wir in den Polizeiakten Angaben auf diesen Namen, doch glaubten wir nicht, dass es sich auch wirklich um diese Person handelt. In seinen Effekten fanden wir ein Notizbuch, worin alle diese wichtigen Angaben wie Name, Geburtsdatum, Adresse, Name der Eltern usw. festgehalten waren. Wir mussten davon ausgehen, dass er all diese Angaben auswendig gelernt hatte. Nun suchte ich nach Angaben, die nicht in seinem Notizbuch standen. Dann ging ich zu ihm in die Zelle und wollte von ihm gewisse Namen seiner Familie wissen. Daraufhin erwiderte er: «Ich weiss die Namen, aber ich bin nicht verpflichtet, Ihnen diese bekanntzugeben. Meine Familie hat überhaupt nichts damit zu tun!» Er wusste es nicht. Er spielte uns vor, jemand zu sein, der er gar nicht war. Zwecks weiterer Ermittlungen und Feststellung seiner Identität wurde er dann einer Fachgruppe zugeführt. Leider weiss ich bis heute nicht, was dann geschehen ist. Als Polizeibeamter erledigt man immer die ersten Ermittlungen. Wie es endet, erfährt man selten.

Bei unserer Tätigkeit nicht wegzudenken sind Verkehrsunfälle und Verkehrsdelikte. Dabei gibt es bereits bei kleineren Ereignissen sehr viel zu schreiben. Waren es Kollisionen oder Verkehrsunfälle mit geringem Sachschaden, so wurden nach Möglichkeit Unfallproto-

kolle ausgefüllt. Diese ersparten viel Zeit und Aufwand. Mein erster Verkehrsunfall ereignete sich an einer vielbefahrenen Strasse. Die Leute waren unterwegs zur Arbeit. Der vorderste Lenker bremste brüsk ab, und die beiden darauffolgenden fuhren ihm trotz Bremsens ins Heck. Alle drei waren sehr gelassen und anständig, so dass sich meine Nervosität schnell legte. Wichtig war es, jeden einzeln und distanziert von den anderen zu befragen. So konnte ich mir in Kürze ein Bild über den Unfallhergang machen. Alle waren damit einverstanden, nur ein Unfallprotokoll auszufüllen, worauf ich im Falle eines Falles meinen Namen notierte. So mussten sie sich nur noch über die Schadenklärung, nicht aber über eine strafrechtliche Verfolgung kümmern. Währenddem ich die Angelegenheit mit den Parteien klärte, kontrollierte mein Partner das Verkehrsgeschehen. Innerhalb kurzer Zeit konnten wir die Sache erledigen. Solche Anlässe gaben mir das Gefühl, wirklich geholfen zu haben.

In einer Stadt wie Zürich ereignen sich sehr viele Verkehrsunfälle. Viele Fussgänger, Fahrradfahrer, Fahrzeuglenker, öffentliche Verkehrsmittel und auch Motorräder treffen hier zusammen. Es wird unübersichtlich und hektisch, abgesehen von all den Verkehrshindernissen, die heutzutage eingebaut werden! Nur mitten in der Nacht kehrt gelegentlich Ruhe ein. Morgens und abends war es am schlimmsten, zeitweise erlahmte der Verkehr bis zum Stillstand. Ein Bus mit grösserem Anhänger fuhr parallel zu einem Sportwagen und wechselte plötzlich die Fahrspur. In der Folge kam es zur Kollision. Das Tempo war mässig, das Verschulden gering, doch der Sachschaden massiv. Diese Hauptverkehrsachse wurde völlig lahmgelegt. Zufälligerweise befanden sich in unmittelbarer Nähe Kameraden, die uns halfen, den Verkehr zu regeln. Während rund zweier Stunden ging nichts mehr. Wir mussten Fotos knipsen, Personalien und Daten der Beteiligten aufschreiben und Zeugen befragen. Ein kleineres Manöver ergab sich dann beim Trennen der beiden Fahrzeuge. Und da-

nach mussten wir nochmals fotografieren: Schaden und Unfallspuren. Ein klarer Fall, ein klares Verschulden und trotzdem soviel Aufwand, einen Rapport von ungefähr sechs bis sieben Seiten musste mein Partner schreiben.

Übrigens, auch die Polizei verursacht viele Verkehrsunfälle: schnelles, unkontrolliertes und gefährliches Fahren, mit und ohne Blaulicht bzw. Horn. Kaum hatten wir den Dienst angetreten, wurden wir zu einer Brandmeldung aufgeboten. Mein Partner schnappte sich den Autoschlüssel, und los ging es. Vom Polizeireal fuhren wir gleich auf die Hauptstrasse. Blaulicht und Horn waren eingeschaltet. Aufgrund der Angaben unserer Zentrale mussten wir davon ausgehen, dass es brennt oder zu einem grösseren Brand kommen konnte und auch Menschen in Gefahr sein konnten. Wir näherten uns einer Kreuzung mit einer Tramlinie. Das Lichtsignal war auf Rot und mehrere Autos standen davor. Ohne lange nachzudenken wechselte mein Partner auf die Gegenfahrbahn, raste über die Tramschneise und spürte nach dem Lichtsignal wieder auf die Hauptstrasse ein. Jetzt standen uns vorerst keine weiteren Fahrzeuge im Weg. Er beschleunigte das Tempo. – Als Beifahrer erscheint die Geschwindigkeit sowieso immer höher als sie wirklich ist. – Die Fahrspur wurde breiter, drei Fahrstreifen hatten wir für uns alleine. Dann folgte eine sehr enge Rechtskurve. Ein Auto stand auf dem mittleren Fahrstreifen vor dem Rotlicht. Mein Partner sah es zu spät. Er hatte jetzt die Gewalt über das Fahrzeug ganz für sich alleine. Ich musste ihm vertrauen. Er wollte links am Auto vorbei und bemerkte erst ganz am Schluss, dass es nicht reichen würde. Sofort bremste er ab und riss das Auto auf die rechte Seite rüber. Ich war ganz ruhig und konnte innert Kürze alle Hindernisse um uns herum bewusst aufnehmen: ein Baum, eine Säule, ein Auto, Fussgänger, Eisenstangen, ein Gebäude. Dann prallten wir auf das andere Auto. Dieses Fahrzeug schleuderte es etwa zehn Meter weiter nach vorne auf den Fussgängerstreifen.

Unser Auto rutschte weiter nach rechts ab und blieb kurz vor der Säule stehen. Totenstille. Grosse Augen starrten auf uns. Nach kurzer Resignation packte ich unseren Funk und meldete den Vorfall in die Polizeizentrale: «An Zentrale von ... wir sind soeben auf unserer Dringlichkeitsfahrt frontal von hinten mit einem anderen Fahrzeug kollidiert. Personenschaden ist noch nicht auszumachen. Brauchen dringend Unterstützung!» Ich war sehr aufgeregt. Der Lenker des anderen Autos stieg unversehrt aus. Glücklicherweise wurde niemand verletzt. Die beiden Fahrzeuge waren jedoch Schrott. Der andere lenkte einen neuen Wagen, und jetzt ist er in der Mitte eingeknickt. Beim Anheben des Fahrzeuges fiel ein Rad zu Boden, die Achse war vollständig gebrochen. Unser Fahrzeug musste auch abgeschleppt werden. Glück im Unglück. Zum Unfallzeitpunkt zeigte das Lichtsignal Grün für die Fussgänger, doch überquerte gerade niemand die Strasse! Wer weiss, was noch alles hätte geschehen können. Der Sachschaden belief sich auf rund 25 000 Franken. – Denken Sie jetzt ja nicht, dass wir Beamte tun und lassen können, wie wir wollen. Nach solchen Ereignissen wird das Verschulden geprüft. Je nachdem werden wir auch zur Kasse gebeten. Ebenso gibt es auch eine Strafverfolgung. Das Ganze kam noch schlimmer. Der Geschädigte erstattete zwei Tage später noch eine Anzeige betreffend Körperverletzung gegen meinen Partner. Noch ist nicht aller Tage Abend, denn auch eine Massnahme innerhalb der Polizei hat das Ganze zur Folge.

Wie wir an einen Fall ausrücken, ist unsere persönliche Entscheidung. Es gibt Dienstanweisungen über die Dringlichkeitsfahrten, doch die Entscheidung müssen wir spontan auf der Strasse treffen. In einer Stadt sind Blaulichtfahrten gefährlich. Oft wird das Horn erst im letzten Moment von den anderen Verkehrsteilnehmern wahrgenommen. Zwischen den Häusern und den vielen Lärmemissionen ist nichts anderes zu erwarten. Auch sind die Reaktionen der Verkehrsteilnehmer nicht voraussehbar. Wir hatten die Meldung eines Ein-

bruches. Wenn der Täter vor Ort nicht mehr zu erwarten ist, gibt es auch keinen Grund, mit Hom und Blaulicht hinzufahren. Der Täter schlug die Scheibe ein und verursachte einen grösseren Sachschaden. Er wusste nicht, dass sich hinter der Fensterscheibe ein Eisengitter befindet. Er konnte also nicht in das Gebäude eindringen. Zwar konnten wir einen Handschuh sicherstellen, doch eine Täterschaft wird sich wohl kaum einmal finden. Es war nicht mein einziger Einbruch, den ich behandelt habe. Einbrüche sind auch nichts Besonderes. Man hat viel zu schreiben. Die Täterschaft wird aber selten ermittelt. Mit Diebstählen von Handtaschen und Portemonnaies ist es dasselbe. Zeitweise nahm ich innert zwei, drei Stunden bis zu zehn Anzeigen wegen Diebstahl entgegen. Manchmal war ich mir nicht sicher, ob die Geschädigten unvermögend sind oder die Täterschaft so clever? Die Geschädigten bei Diebstählen aus Autos (Mobiltelefone usw.) waren in der Regel Männer, bei Diebstählen von Handtaschen und Portemonnaies waren meistens Frauen betroffen. Eine Frau hielt sich mit ihren beiden Kindern im Restaurant auf. Ihre Tasche legte sie sich auf ihren Schoss. Der Täter war in der Lage, die Tasche unbemerkt zu entwenden. Solche Tatsachen gehörten in der Zwischenzeit zu meinem täglichen Brot.

Ein Verkehrsunfall war im Vergleich dazu viel interessanter. – Traurig, nicht wahr? Der Polizeibeamte freut sich, wenn etwas geschieht, damit er beschäftigt ist und eine Abwechslung hat. Wussten Sie, dass es Polizeibeamte gibt, die absichtlich Feuer legen und Delikte begehen, nur damit etwas los ist? – Nun gut, mein wirklich erster Verkehrsunfall mit Körperverletzung spielte sich auf einer vielbefahrenen Strasse ab. Eine Fahrradfahrerin drängte sich von der Strasse auf den Gehsteig und übersah dabei, dass ein Autolenker gerade beim Abbiegen war. Sie fuhr direkt in die Seite des Autos und stürzte zu Boden. Die Verletzungen waren geringfügig, trotzdem musste ein Notarzt aufgebeten werden. Anschliessend wurde sie zur Kontrolle ins Spital gebracht.

Nachdem wir alle wichtigen Fakten gesammelt und die Fotos gemacht hatten, besuchten wir die Verletzte unverzüglich im Spital. Wir mussten wissen, welche Verletzungen sie sich tatsächlich zugezogen hatte. Diese Angaben benötigten wir für unseren Rapport. Sie war schuld am Unfall und trotzdem noch sehr arrogant und aufsässig gegenüber dem beteiligten Fahrzeuglenker. Ausserdem hatte sie kein gültiges Nummernschild am Fahrrad und somit auch keinen Versicherungsschutz. Sie beschwerte sich darüber, dass der andere – sie meinte, der sei Schuld am Unfall – sie noch nicht im Spital besucht hatte. Aufgrund der Verletzung titulierte ich den Fahrzeuglenker im Rapport als angeschuldigt, verzeigt hatte ich jedoch nur die Fahrradfahrerin. Für mich war der Fall erledigt. Einen Monat später meldete sie sich telefonisch bei mir. In der Zwischenzeit sei sie operiert worden und klagte mir mit ihrem Getue die Ohren voll. Betreffs des chirurgischen Eingriffs musste ich einen Nachtragsrapport erstellen.

Manchmal halfen wir in anderen Stadtteilen aus, wenn zum Beispiel jemand wegen Krankheit ausfiel. So fuhren wir dann mit einem anderen Polizeibeamten Streife. Diesmal fiel die Wahl auf mich, wobei man dabei dem Bürodienst ausweichen konnte. Kaum auf der Strasse, erreichte uns schon eine Meldung der Zentrale. Ein Drogentoter? Mein Partner kannte sich in der Szene gut aus. Er wusste, wie man mit Drogenkonsumenten umzugehen hatte. Vor Ort machte sich ein Mann bemerkbar. Er führte uns zu seinem Auto. Darin sass hinter dem Steuer ein Mann. Neben ihm auf dem Beifahrersitz lag eine blutbeschmierte Spritze und weitere Drogenutensilien. Wir öffneten die Tür. Erst nach mehrmaligem Rütteln erwachte der Mann: «Eh, was ist los. Ach, ist das geil. Lasst mich in Ruhe.» Wir rissen den Mann heraus und stellten ihn gegen das Auto. Er wurde von uns durchsucht. Mein Partner kannte den Mann aus der Szene. Er wies mich darauf hin, dass dieser jegliche Krankheiten von Aids bis hin zu Hepatitis hat. Gemäss seinen Aussagen wollte er sich den Stich geben.

Am Arm habe ich ihn festgehalten, übersah dabei seinen Nasen- und Rachenschleim auf der Jacke und griff voll hinein. Jetzt bekam ich's mit der Angst zu tun. Wie ansteckend sind all diese Krankheiten? Wir brachten ihn auf die Wache. Dort gestand er den regelmässigen Drogenkonsum, weshalb ich ihn diesbezüglich auch verzeigte. Danach transportierten wir ihn ins Rückführungszentrum. Zurück auf der Wache, wusch ich mir mehrmals die Hände. Immer noch hatte ich Angst. Zu Hause kontaktierte ich eine Freundin, die mich dann exakt über die Ansteckungsgefahren verschiedener Krankheiten informierte. Ich war erleichtert.

Es gab Fälle, bei denen ich mir den Tathergang nicht erklären konnte. Kennen Sie den Begriff Einschleicheniebstahl? Da schleicht sich ein Täter in ein mit Menschen gefülltes Gebäude ein und entwendet aus einem verschlossenen Behälter Geld, ohne irgendeinen Schaden anzurichten. Dieser drang in ein Treppenhaus. Dann überlistete er eine massive und gut verschlossene Türe. Anschliessend begab er sich in einen Bürokomplex mit mehreren Räumen, die wiederum alle mit einer Türe abgeschlossen waren. Und nun der Höhepunkt. Er entwendet aus dem Schreibtisch des Chefs eine Geldkassette. Dieser Schreibtisch war und ist verschlossen. Keine Beschädigung, nichts, aber das Geld ist weg. Da fällt es mir schwer, dem Inhaber Glauben zu schenken. Aber was soll's, das Gegenteil kann ich auch nicht beweisen.

Hin und wieder hat der Täter Pech oder der Besitzer Glück. Zwei Personen wollten zu später Stunde von hinten in ein Gebäude einbrechen. Sie organisierten eine hohe Leiter und stellten diese ans Gebäude. Was sie nicht wissen konnten, dem Hauswart war es in der Wohnung zu heiss, um zu schlafen. Also legte er sich gemütlich auf den Balkon. So war es kein Zufall, dass er die Täter entdeckte und mit seinem Gebrüll in die Flucht schlagen konnte. Obwohl es schwierig ist, einen Täter vor Ort zu überraschen, gelingt es der Po-

lizei mitunter. Weit entfernt der Wache brachen zwei Burschen in ein Geschäft ein. Unverzüglich wurde in der Polizeizentrale der Alarm ausgelöst. Zusammen mit einem Streifenwagen rückten wir mit der Überfallgruppe zu später Stunde mit Blaulicht an den Tatort aus. Bevor wir die Örtlichkeit erreichten, schalteten wir Horn und Licht ab, damit wir von den Tätern nicht erkannt werden konnten. Alles spielte sich sehr schnell ab. Die Täter rannten davon und wir hinterher. Während des Wettlaufs warfen die Täter das Diebesgut weg. Nach hundert Metern konnten die Täter überwältigt und verhaftet werden. Ohne Schmerzen endet eine solche Aktion selten. Mit schmerzbeleckten Gesichtern und in festen Polizeigriffen kamen die Täter dahergelaufen. Danach sammelten wir das auf der Strasse und in den Büschen verstreute Diebesgut zusammen: Zigarettenstangen und Zeitschriften.

Kein Tag verging ohne Diebstahl. Statt als Polizeibeamter fühlte ich mich zwischenzeitlich mehr als wandelnde Litfasssäule für Diebstahlsanzeigen. Einzige Aufmunterung waren Anzeigen in Fremdsprachen. Dabei nutzte ich die Gelegenheit, meine Sprachkenntnisse anzuwenden. Von Brasilien, Südafrika, England, USA, von überall her fanden sie zu uns auf die Wache, um einen Diebstahl anzuzeigen. Meistens waren es Geschäftsleute auf Reisen, denen der Aktenkoffer gestohlen worden war. Oft befand sich darin ziemlich viel Geld. Nicht verwunderlich, wenn hier falsche Aussagen gemacht würden, um widerrechtlich an Versicherungsleistungen zu gelangen. Auch in der Schweiz werden krumme Dinger gedreht. Ich hatte mal so einen Fall. Der Geschädigte kurierte im Spital eine Verletzung aus, als in seine Werkstatt eingebrochen wurde. Er bat seinen Bruder, bei uns Anzeige zu erstatten. Angeblich war ihm Ware im Wert von grösseren Geldbeträgen gestohlen worden. Wir forderten ihn auf, uns eine Liste der gestohlenen Sachen zuzustellen. Mit etwas Nachhalt sandte er uns diese zu. Auf mehr als zehn Seiten führte er Ware auf im Ge-

sambetrag von mehreren hunderttausend Schweizer Franken. Darunter befanden sich Maschinen, die selbst zu zweit kaum zu tragen sind. Ich verlangte von ihm Quittungen, Rechnungen und genaue Bezeichnungen der Gegenstände. Jedesmal zögerte er den Termin hinaus. Ich rief ihn an und vereinbarte einen Termin. Er versuchte, sich zu drücken: «Ach, mein Rücken schmerzt so. Wissen Sie, ich kann und darf nicht sitzen. Wir müssen uns ein anderes Mal treffen.» – «Nichts da. Bei mir wird nicht gesessen, bei mir stehen Sie! Also machen Sie keinen Zirkus daraus!» In der Folge kontaktierte mich seine Versicherung und gab mir zu verstehen, dass sie nun einen Versicherungsdetektiv auf ihn angesetzt hatten. Versuchen Sie nicht auch, die höchstmögliche Versicherungsleistung zu erzwingen?

Gemäss Befehlsausgabe bei unserem alltäglichen Rapport begab ich mich auf eine andere Polizeiwache. Ich sollte einen kurzfristig erkrankten Kameraden im Streifendienst ersetzen. Ich wurde zurückgewiesen, da bereits alles anders organisiert war. Jedoch sollte ich nun etwas später auf Streife gehen. Noch wusste ich nichts von meinem Glück! Pünktlich fuhr mein Partner vor. Ich stieg auf der Beifahrerseite ein. Das erste Mal, dass wir gemeinsam Streife fuhren. Das Gebiet kannte ich kaum. Er war schon ein alter Fuchs und kannte jeden Winkel. Wie gewohnt übernahm er den ersten Fall, einen geringfügigen Einbruchdiebstahl. Ansonsten war es ein ruhiger und sonniger Tag. Wir waren schon unterwegs zur Ablöse. Plötzlich erreichte uns ein Funkruf von der Zentrale. Sie baten uns, noch schnell zu einem harmlos scheinenden Fall auszurücken. Mit etwas Fleiss wäre dies sicher schnell erledigt. Zügig fuhren wir durch die Gassen bis ans Ziel. Noch blieb uns genügend Zeit bis Feierabend. Die Sanität war schon vor Ort. Der Betroffene sass betrunken im Krankenwagen. Die Sanitäter informierten uns in Kürze. Der Mann habe nebst Alkohol noch ein wenig Methadon konsumiert. Er sei zurückhaltend und anständig. Einen Ausweis trage er nicht auf sich. Zwecks Überprüfung wollten wir ihn auf die Wache mitnehmen. Ich forderte

einen Kastenwagen an, der innerhalb fünf Minuten bei uns eintraf. Noch lief alles wie geschmiert. Durch meinen Partner wurde der Mann dann vor Ort grob nach allfälligen Gegenständen durchsucht. Eine gründliche Leibesvisitation drängte sich aufgrund der Situation nicht auf. Nach wie vor verhielt sich der Mann ruhig. Wir entschlossen uns, ihm während des Transportes mit dem Kastenwagen keine Handschellen anzulegen. Er war betrunken und sollte die Möglichkeit haben, sich auf der Bank abzustützen, damit er nicht zu Boden stürzen und sich dabei verletzen konnte. Der Kastenwagen fuhr vor und wir mit dem Streifenwagen hinterher. Die Fahrt bis zur Wache dauerte nicht länger als fünf Minuten. Bei der Wache angekommen, warf mir der Fahrer die Schlüssel des Kastenwagens zu. Ich sollte den Mann ins Gebäude führen. Den Schlüssel drehte ich langsam herum und öffnete die Wagentüre...! Der Mann lag halb verblutet in der Ecke. Beide Arme waren von der Hand bis zur Schulter aufgeschnitten. Neben ihm lag ein Teppichmesser, blutverschmiert. Erst hatte ich einen Schreck, dann begriff ich, was geschehen war. Er hatte sich während der Fahrt beide Arme aufgeschlitzt. Noch winselte der Mann. Ich wollte das Teppichmesser aus seiner Nähe nehmen, doch konnte er dieses jederzeit ergreifen und mich angreifen. Dann bemerkte ich, wie er das Bewusstsein immer mehr verlor. Ich ergriff das Messer und legte es beiseite. Mein Partner hatte sich in der Zwischenzeit Gummihandschuhe angelegt und leistete Erste Hilfe. Über Funk alarmierte ich die Zentrale und verlangte sofort einen Notarzt. Es war derselbe wie zuvor. Sie erstellten Druckverbände und legten den Verwundeten fluchend auf die Bahre: «Das ist ein Arschloch. Der wusste nichts Besseres, als sich beide Arme aufzuschneiden. Ein Vollidiot!» Die Sanitäter brachten ihn ins Spital. Für mich und meinen Partner begann die Arbeit nun erst recht. Den Wagen brachte ich hinters Polizeigebäude. Dort reinigte ich den Wagen mit einem Wasserschlauch. Fünfundvierzig Minuten lang spritzte ich mit Wasser das Blut von den Wänden und der Sitzbank. Grössere Blutklumpen

klemmten in den Ritzen. Ein unangenehmes Gefühl. Danach musste ich und mein Partner einen Wahrnehmungsbericht erstellen. Gemeinsam besprachen wir unseren Bericht, so dass keine Widersprüche entstanden. Diese Angelegenheit belastete uns sehr, noch wussten wir nicht, ob der Mann noch lebt oder nicht. Wir waren für ihn verantwortlich gewesen. Sein Selbstmitleid führte uns in diese missliche Lage. Bereits sind mehrere Stunden seit Dienstende vergangen, und noch sitzen wir auf der Wache. Gestresst, müde und stark belastet gingen wir spätabends nach Hause. Erst am darauffolgenden Tag erfuhren wir, dass der Mann aus dem Spital mit leichten Verletzungen entlassen werden konnte. Ein Stein fiel uns vom Herzen, nicht auszudenken, welche Konsequenzen wir zu tragen gehabt hätten, wäre er seinen Verletzungen erlegen.

Ebenso glimpflich verlief eine vorsätzliche Brandstiftung, ach, Entschuldigung, eine Sachbeschädigung! Ein unbekannter Täter zündete in einer renommierten Kirche einen Seitenvorhang mit unbekanntem Zündmittel an. Dieser brannte ziemlich deftig, als Besucher der Kirche den Brandherd bemerkten und den Vorhang sofort zu Boden rissen. Dann zertraten sie das Feuer. Die Holzkonsole des Fensters war bereits schwarz angebrannt. Das Feuer hätte genügend Nahrung gefunden, wäre es nicht frühzeitig gelöscht worden. Zudem zerzauste der Täter die wunderschöne Blumendekoration und verunreinigte den Blumentrog mit Spucke. Bei der Kanzel hinterliess er eine Alkohollache. Mein Partner fotografierte den Brandschaden und den verunstalteten Kirchensaal. In meinem Rapport beschuldigte ich die unbekannte Täterschaft der Brandstiftung. Bedenken Sie, was geschehen wäre, wenn sich die Besucher zu dieser Zeit woanders aufgehalten hätten. Mein Rapport ging dann zur Fachgruppe für Brände/Anschläge. Umgehend wurde mir der Rapport zurückgeschickt. Es liege keine Brandstiftung vor. Diese setze nämlich eine Gemeingefährdung oder Feuersbrunst voraus. Hier sei beides nicht

gegeben. Eine Feuersbrunst ist es dann, wenn das Ereignis von Privatpersonen nicht mehr gelöscht werden kann. Ich war ziemlich frustriert. Klar, kannte man den Täter nicht, aber es ging um das Prinzip einer solchen Tat. Die Gesetze sind manchmal nicht einfach zu begreifen.

Der Polizeiberuf bringt immer wieder neue Abenteuer hervor. Kaum bin ich mit den Gedanken in das Rapportschreiben vertieft, erreicht mich schon ein anderes Ereignis. Der Überfallalarm wurde ausgelöst. Wer zuerst in der Garage steht, darf mitgehen. Je nach Einsatz wurden vier bis sechs Mann benötigt: ein Fahrer, ein Einsatzleiter, zwei bis vier Gefolgsleute. Ein Bankalarm unweit unserer Wache war der Grund unseres Ausrückens. Auf der Fahrt zur Bank verteilte der Einsatzleiter die Posten und Aufgaben, so dass bei Ankunft jeder wusste, was zu tun war. Mit Helm, Panzerweste und einer Maschinenpistole rannte ich in der Menschenmenge zum Haupteingang. Dort sicherte ich den allfälligen Fluchtweg des Täters und hinderte die Leute daran, weiterhin in die Bank zu gehen. Es gab Leute, die drängten sich an mir vorbei, als ob ich eine Statue sei. Die nahmen mich und meinen Einsatz nicht ernst. Die dachten womöglich, wir würden einen Streifen drehen. Mit bestimmten Worten wies ich sie dann zurück. Ein verdutztes Gesicht war die einzige Reaktion. Es gab aber auch viele Zuschauer, die bei einer Schiesserei verletzt worden wären. Sicher handelt es sich bei den meisten Einsätzen um Fehllalarme, doch kann es auch einmal ernst werden, und dann müssen wir gewappnet sein. Ich stand da vor dem Haupttor mit ständigem Funkkontakt zum Einsatzleiter. Dieser kommentierte jeden Schritt im Haus. Mit zwei Männern durchsuchte er jeden Raum in der Bank nach Tätern. Erst zuletzt gab er die Entwarnung bekannt. Nach rund zwanzig Minuten kehrten wir auf die Wache zurück. Wieder setzte ich mich an den Schreibtisch, um am Rapport weiterzuschreiben. Kaum sass ich, erklang der nächste Alarm. Wieder rannte ich zur Garage. Ein Kamerad drückte mir die Fahrzeugschlüssel in die Hand: «So, diesmal

fährst du. Einmal musst du ja mit dem Überfallwagen fahren.» Es blieb mir keine Zeit zum Nachdenken, nervös war ich aber trotzdem. Der Einsatzleiter informierte uns, dass es diesmal ein Geiselaalarm sei. Ich startete den Motor, und los ging es. Knirsch, Krach, da war es geschehen. Leider hatte ich übersehen, dass das Steuerrad nach links eingeschlagen war. So preschte ich ungewollt mit der linken Fahrzeugseite an den Garagenpfeiler. Ich stoppte. Alle schwiegen. Der Einsatzleiter beruhigte: «Der Einsatz hat erste Priorität. Den Schaden können wir uns nachher ansehen. Fahr los, es eilt!» Auf der Fahrt scherzten wir über den Vorfall. Mit hoher Geschwindigkeit fuhr ich auf der Strasse einem Tunnel mit starker Rechtskurve entgegen. Erst kurz vor der Kurve verringerte ich massiv die Geschwindigkeit und riss das Fahrzeug rechts herum. Das war knapp. Noch fehlte mir ein wenig das Gespür für diesen Panzerwagen und das enorme Gewicht von sechs Mann samt schwerer Ausrüstung. Vor Ort bezog jeder seinen Posten, währenddem ich das Fahrzeug abseits plazierte. Wieder war es ein Fehlalarm, und wir konnten unbeschadet zurückfahren. Nun hatte ich Gelegenheit, meinen Schaden zu begutachten. Die linke Seite war auf einer Länge von eineinhalb Metern eingedrückt und zerkratzt. Meine Kameraden schmunzelten über diesen Vorfall, ich war allerdings nicht der erste und nicht der letzte, der Opfer einer fragwürdigen Garagenkonstruktion wurde. Na ja, vielleicht war ich auch ein wenig übereifrig. Als Konsequenz wurde ich durch den Rechtsdienst der Polizei mit einem Schreiben belehrt. Der Schaden betrug rund 3'500 Franken. Noch war nicht aller Tage Abend. Rund eine Woche später klopfte ein deutscher Tourist während einer Patrouillenfahrt an meine Fahrerscheibe. Ich kurbelte runter: «Guten Tag, wie kann ich Ihnen helfen?» – «Ach, vielleicht kann ich Ihnen helfen. Sie haben einen platten hinteren Reifen.» Tatsächlich, wegen der Ausgleichssperre hatten wir das nicht einmal bemerkt. Der Radwechsel nahm rund eine Stunde Arbeit in Anspruch.

Kaum gönnte ich mir eine Pause, wurde ich auch schon zum Schalter gerufen. Eine Frau wollte eine Anzeige wegen Tätlichkeit und Drohung erstatten. Ihr Ehemann war ebenfalls anwesend. Er wollte unbedingt bei der Einvernahme dabei sein. Ich sah keinen Grund, das zu verbieten. Sie sprach nur englisch. Sie gab unmissverständlich zu verstehen: «Ich bin Masseuse und erwartete auf der Strasse Kundenschaft. Als der Kunde auf mich zukam, sagte er zu mir, dass die andere Frau – diese war keine Masseuse, sie war angeblich eine Prostituierte – mich als Schlampe und Arschloch bezeichnet hätte. Ebenso sagte sie, ich habe Aids.» Ihr Ehemann mischte sich verbal immer wieder in unser Gespräch, bis ich mit der Faust auf den Tisch schlug und ihn zurechtwies: «Halten Sie endlich Ihren Mund. Ich spreche mit Ihrer Frau und nicht mit Ihnen!» Sie beantwortete anstandslos meine Fragen: «Als ich meinen Kunden massierte, hörte ich sie sagen, dass sie einen Kollegen aus dem Knast anheuern werde, der mich töten wird. Ich rief meinen Mann an. Später wartete ich auf der Strasse auf ihn. Die andere Frau stand auf der anderen Strassenseite. Ich rief ihr zu, sie solle mit ihren Aussagen vorsichtiger umgehen. Sonst würde ich den Kunden dieselben Lügen über sie erzählen. Dann kam sie zu mir rüber und beschimpfte mich als Nutte. Sie schlug mich ins Gesicht und auf meine Brüste. Ins Gesicht hat sie mir auch gespuckt. Zum Glück kam mein Mann, der uns voneinander trennte. Ich war viel zu klein, um mich zu wehren. Glauben Sie mir, diese Drohungen nahm ich sehr ernst. Zumal diese Frau Aids hat.» Die Frau klagte mir unaufhörlich ihr Leid. Ich versicherte ihr, die ganze Angelegenheit der Sittenpolizei weiterzuleiten. Eine Rücksprache mit der Sittenpolizei bestätigte mir meinen Verdacht. Die eine wie die andere waren bereits bestens bekannt. Beide wiesen mehrere Einträge betreffend verschiedenen Strafdelikten auf. Keine war besser als die andere. Eine Anzeige für die Aktenablage.

Nebst Streifendienst und Entgegennehmen von Anzeigen stolzierten wir beinahe täglich zu Fuss durch die Strassen.

Revierdienst wurde das genannt. Meist spazierten wir zu zweit durch die Gassen und büssten Verkehrssünder. Was heisst das schon. Eher waren es Verkehrsteilnehmer, die höflich darum gebeten wurden, mittels Einzahlungsschein einen Beitrag an den öffentlichen Dienst bzw. die Polizei zu leisten. Manchmal wurde eine Aktion geplant. In Gruppen von bis zu acht Mann büssten wir all jene, die das Rotlicht missachteten. Der Gruppenleiter organisierte den Ablauf. Ich hatte Glück und musste nur über Funk melden, welches Fahrzeug soeben das Rotlicht überfahren hatte. Vom Bussenschreiben blieb ich verschont. Doch bei Geschwindigkeitskontrollen war es anders. Frühmorgens trafen wir uns auf der Wache. Die Leitung übernahm einer der Verkehrspolizisten. Denken Sie jetzt ja nicht, bei einer GK (Geschwindigkeitskontrolle) wurde strategisch und vor allem sinnvoll vorgegangen. Es war meine erste GK. Mein Verstand sagte mir, dass eine solche Kontrolle wohl dort gemacht werden müsste, wo zum Beispiel Kinder gefährdet oder die Strasse unübersichtlich war. Dachten Sie. Unsere Vorgesetzten scharten sich mit uns zusammen und fragten, wo zu dieser frühen Morgenstunde am meisten Bussen einkassiert werden könnten. Letztlich einigten sie sich. Das Auto mit integriertem Radar nahm Stellung ein, während wir weiter bei der Strasse warteten. Jeder, der zu schnell war, wurde angehalten und gebüsst. Nach etwa zwanzig Minuten Kontrolle stellte sich heraus, dass sich die wenigen vorbeifahrenden Verkehrsteilnehmer an die Geschwindigkeit hielten. Also entschloss sich unser Chef zu einer Alternative: «Ach, ich kenne da noch eine Strasse etwas weiter unten. Dort erwischen wir bestimmt einige Fahrzeuglenker.» Wissen Sie, es ging nie darum, ob unsere Kontrolle einen Sinn machte oder nicht. Entscheidend war, eine Örtlichkeit zu finden, wo möglichst viele Bussen einzukassieren waren. Immerhin musste im Anschluss an die Kontrolle ein Rapport mit all den Gebüssten an unseren Vorgesetzten abgegeben werden. Und da wir ja einen solch harten Job hatten, bis wir eine busse reiche Strasse gefunden hatten, gönnten wir uns im Anschluss auf einer sonnigen Gartenterrasse einen reich-

haltigen Imbiss während rund einer Stunde. Bussen konnten wir genügend abdrücken, also lag auch eine ausgiebige Pause drin. Ich war wirklich froh, wenn solche Alibiübungen aufgrund von Sondereinsätzen hinfällig wurden. Ein Mord brachte immer Aufregung in die Bude. Diesmal wurde ein Mann mit drei Schüssen hingerichtet. Dutzende Polizeibeamte sperrten den Tatort ab und hielten Gaffer und Journalisten zurück. Ich stand in einer windigen Gasse. Viele Passanten tummelten sich dort. Der Wissenschaftliche und Technische Dienst der Polizei untersuchten bereits den Tatort und den Toten. Gelegentlich wagte ich einen Blick hinüber. Aus Neugierde wollte auch ich etwas zu sehen bekommen. Nach Absprache mit meinem Partner tauschten wir uns ab. Mal ging er einen Augenschein nehmen, mal ging ich. Der Tote hatte einen Kopfschuss. Hirnteile lagen noch herum, von der grossen Blutlache gar nicht zu sprechen. Zwei weitere Schüsse trafen ihn im Brustkorb. Der Notarzt zog ihn aus und untersuchte ihn. Der Tote wurde wie eine Puppe behandelt. Sechs, acht Männer standen um ihn herum, jeder tat seine Arbeit, ohne emotional zu werden. Immer wieder mogelten sich Reporter durch die Absperrung. Zielgerichtet wurden sie wieder zurückgewiesen. Dabei kam es auch zu Handgreiflichkeiten. Ein Reporter traf den Nagel auf den Kopf: «Uns weisen Sie zurück. Ja, Sie beschimpfen uns sogar, wenn wir ein Foto knipsen wollen. Aber auch Sie sind ein Gaffer und wollen Ihre Neugierde befriedigen!» Es kam zu einem reichhaltigen Disput zwischen Reporter und Einsatzleiter. Polizeibeamte vor Ort sind wohl die grössten Gaffer. Nicht umsonst wählten sie diesen Beruf. Im Zusammenhang mit diesem Mord wurden dann über hundert Personen überprüft. Diese befanden sich in einem Gebäude meiner abzusperrenden Gasse. Hinweisen zufolge wurde der Täter dort vermutet. Zuerst glaubte man ungefähr zehn Männer darin anzutreffen, dass es aber dann so viele waren, das war scheisse. Wissen Sie, fünf Stunden stand ich in der Gasse. Einer nach dem anderen wurde mit

dem Kastenwagen abtransportiert. Männer und Frauen, die kaum noch gehen konnten, weil sie alt und krank waren. Diese Menschen trafen sich dort zum Beten. Es war ihre selbsteingerichtete Kirchgemeinde. Auf jeden Fall konnten auch nach fünf Stunden weder Spuren noch Täter ausgemacht werden. Aber ich war dann eine Woche lang heiser, meine Stimme versagte. Schuld war der hinterlistige Gassenwind.

Bereitschaftsdienst

Jeder Polizeibeamte machte sich für eine gewisse Zeit mit dem Bereitschaftsdienst (Gefangenentransporte) vertraut. Die unterschiedlichsten Meinungen und Erlebnisse kamen mir bisweilen zu Ohren. Den Dienst begann ich mit gemischten Gefühlen. Sicher begrüßte ich den regelmässigen Dienst, also für drei Wochen keinen Nacht- und auch keinen Wochenenddienst mehr. Zudem trug ich keine Uniform, sondern Zivilkleidung. Eigentlich dachte ich, dass es langweilig werden würde. Doch erstens kommt alles anders, als man denkt, und zweitens sowieso. Bereits am ersten Tag wurde ich gebeten, einen Beamten zu begleiten. Unterwegs informierte er mich: «Ein Sträfling hat sich mit einem Brotmesser den halben Arm abgehauen. Wir müssen mit ihm ins Spital. Er ist ein Schwerverbrecher, das heisst, wir ketten ihn mit Hand- und Fusschellen. Aus den Augen lassen wir ihn auch nicht.» Ups, da war ich gespannt. In der Strafanstalt wurde er uns schwer gekettet übergeben. Wir setzten ihn in den Kastenwagen und fuhren ab ins Spital. Dort entschlossen wir uns, ihn mit einem Rollstuhl zu chauffieren. Das war einfacher für ihn, zudem war er auch verletzt. Schwerverbrecher hin oder her, in diesem Moment war er ein Verletzter. Die Leute schauten uns verdutzt an. Wir versuchten, seine Handschellen ein wenig zu verdecken. Es sollte nicht gleich jeder bemerken, dass er ein Sträfling war, auch wollten wir keine Unruhe stiften. Nach einer Weile bat uns ein Arzt mitzukommen. Er legte sich auf ein Bett, seine Fusschellen und den gesunden Arm befestigten wir am Bett. Eine Krankenschwester öffnete den Druckverband. Sofort quoll die Wunde auf, und das Blut tropfte zu Boden. Sie wollte die Wunde desinfizieren, doch der Sträfling weigerte sich, ihr den Arm hinzuhalten. Es sprach kein Deutsch. Ich konnte mich mit ihm nur auf italienisch verständigen und bat ihn, seine Wunde behandeln zu lassen. Hände verwerfend brach er emotional aus und weinte. Laut schrie er: «Ich wollte dem Kind nicht weh tun. Es war nicht meine Absicht, sie vergewaltigen und dann zu tö-

ten. Ich bin auch nur ein Mensch und weiss, dass ich einen Fehler gemacht habe. Ich wollte mir nicht das Leben nehmen. Im Gefängnis werde ich von Mitinsassen schikaniert, weshalb ich die Strafanstalt wechseln wollte. Der Direktor hat es aber abgelehnt. Also musste ich doch etwas unternehmen, um auf mich aufmerksam zu machen.» Dabei tropfte das Blut immer mehr aus seiner Wunde. Bereits war die Bettwäsche, aber auch der Fussboden blutverschmiert. Nun bat die Krankenschwester den Rechtsanwalt des Spitals, ins Zimmer zu kommen. Der blutige Anblick liess ihn schwach und kreidebleich werden. Schweisssgebadet klärte er uns alle über die Rechte auf, wonach sich der Patient auf seinen Wunsch hin nicht behandeln lassen müsse. Kaum sprach er die Worte, verliess er uns schon wieder. In der Zwischenzeit verging eine Stunde, und noch immer blieb die Wunde unbehandelt. Nun kam ein Krankenpfleger, der ein Landsmann von ihm war. Dieser konnte ihn vorerst beruhigen, nicht aber von einer Behandlung überzeugen. Die Blutung wurde immer stärker. Dann kam der Oberarzt und legte die Fakten auf den Tisch: «Hören Sie zu. Wenn Sie nicht wollen, behandeln wir Sie nicht. Doch eines sag ich Ihnen. Wenn wir die Wunde nicht behandeln, gibt es eine Infektion. Diese Infektion breitet sich aus und vergiftet Ihr Blut. Dann werden Sie innerhalb kurzer Zeit draufgehen, sterben!» Jetzt packte ihn die Angst. Das Leben wollte er sich ja nicht nehmen. Er brauchte nicht lange, sich zu entscheiden. Der Arzt bereitete den Operationssaal vor. Wir mussten mit in den OP. Der Sträfling durfte wirklich nie aus den Augen gelassen werden. – Fluchtversuche während eines Arztbesuchs kommen des öfteren vor. Polizeibeamte nehmen dies hin und wieder zu wenig ernst. – Die Krankenschwester gab uns eine Kopfhaube und einen Mundschutz. Der Arzt reinigte die Wunde mit einer brennenden Flüssigkeit. Danach injizierte er um und in die Wunde mit der Spritze ein Mittel, damit er keine Schmerzen mehr hatte. Die Haut schwoh an. Während dreissig Minuten nähte er die grosse und tiefe Wunde wieder zusammen. Gut verarztet

fürten wir ihn anschliessend wieder zurück in die Strafanstalt. Es sollte noch nicht das letzte nervenaufreibende und emotionale Erlebnis gewesen sein.

Ich lebte mich hier gut ein und schloss neue Bekanntschaften mit anderen Beamten. Bei Dienstbeginn setzten wir uns in den Aufenthaltsraum und warteten auf den ersten Auftrag: «Ein Mann Kanzlei, zwei Mann extern, ein Mann intern...!» Am beliebtesten waren die externen Aufträge. Meistens musste ein Gefangener in ein anderes Gefängnis innerhalb des Kantons transportiert werden. Hierfür wurde längere Zeit beansprucht, eine Stunde hin, eine Stunde zurück, und schon war ein halber Tag gelaufen. Oft führten wir die Gefangenen zum Bezirksanwalt oder je nachdem zum Jugendanwalt. Ich wusste, es war ein gefährlicher Mann, der zusammen mit einem Komplizen einen Postraub begangen hatte. Also stellte ich mich dementsprechend darauf ein. Im Gang lief ich hin und her und wartete darauf, dass er endlich aus dem Büro des Bezirksanwaltes kam. Die Tür öffnete sich. Ein alter gekrümmter Mann kam mir entgegen. Ich schmunzelte: «Sie haben also eine Post überfallen?» – «Tja, ich und mein Freund hatten eben kein Geld. Da, wo ich herkomme – Nationalität nenne ich hier bewusst nicht –, da klappt das mit der Pensionskasse bzw. Altersvorsorge eben nicht so recht. So entschlossen wir uns eben, eine Post in der Schweiz zu überfallen. Eigentlich bin ich Landschaftsgärtner. Dieser Beruf gefällt mir sehr. Ich hatte nichts zu verlieren. Wir wussten nicht, wie man einen Postraub macht. Nun ja, die Polizei hat uns eben erwischt.» Er lachte: «Es war ein dummer Versuch.» Gemütlich liefen wir den Gang entlang und unterhielten uns ein wenig über unseren Werdegang. Immer wieder suchte ich das Gespräch mit dem Gefangenen. Ich sammelte so viele Erfahrungen und lernte neue Kulturen und Völker kennen. Vor allem aber erfuhr ich mehr über die Täterschaft.

Ein weiterer Transport führte mich zum Zahnarzt. Ein Sträfling klagte über Zahnschmerzen. Ich erkannte ihn sofort.

Damals bei der Drogenpolizei wurde er bei einer Aktion – Sie erinnern sich an das knirschende Haus – verhaftet. Mich erkannte er nicht mehr, das war wohl auch besser so. Im Wartesaal begannen wir das Gespräch. Er erzählte mir von seiner Familie. Es wurde ein regelrechtes Frage-und-Antwort-Spiel. Für ihn bot sich die Möglichkeit, seine Sorgen loszusprechen, ich nutzte die Gelegenheit, mehr über die Täterrolle, aber auch über die Tatmotive zu erfahren. In dieser städtischen Zahnarztanstalt lief alles sehr rationell ab (Massenabfertigung). Zuerst kontrollierte eine Zahnärztin die schmerzende Stelle. Die Röntgenaufnahme befand sich einen Stock tiefer. Für den Sträfling eine Strapaze. Es gab keinen Lift, und aus Sicherheitsgründen kettete ich ihn mit Fusschellen. Danach ging es wieder eine Etage höher. Eine Assistentin führte uns zum Patientenstuhl. Ungefähr zwanzig solcher Stühle hatte es in diesem Raum, und der Zahnarzt sprang von einem Stuhl zum andern. Er nahm die Röntgenaufnahme und fällte den Entscheid: «Diesen Zahn müssen wir herausreißen.» Hätte sich der Gefangene nicht vehement gewehrt, hätte ihm der Zahnarzt sogar noch den falschen Zahn gezogen. Ich stupste den Zahnarzt ein wenig zur Seite: «Sagen Sie mal, weshalb mussten sie gleich den Zahn ziehen. Hätten Sie das Loch nicht flicken können?» – «Ach was, das ist eine Abmachung mit der Polizei aufgrund von Sparmassnahmen. Die Zähne werden prinzipiell nicht geflickt. Ein Loch heisst einen Zahn weniger. Den Zahn zu flicken, hiesse auch grössere Kosten.» Der Zahnarzt streckte mir den gezogenen Zahn entgegen: «Sehen Sie. Dieses Loch wäre sowieso zu gross gewesen.» Na ja, Hauptsache der Gefangene hatte keine Schmerzen mehr.

Zur unangenehmen Aufgabe zählte das Filzen. Jeder, der verhaftet wurde, musste in der Zelle bis auf die Nieren durchsucht werden. Ich zog mir die Gummihandschuhe über und führte ihn in eine Zelle. Es kam schon vor, dass zur gleichen Zeit mehrere Personen in derselben Übergangszelle inhaftiert waren. Ich forderte diese dann auf, nicht

hinzusehen. Der Verhaftete zog ein Kleidungsstück nach dem anderen aus und legte es auf die Bank. Diese kontrollierte ich dann auf alle möglichen Gegenstände: Spritzen, Feuerzeug, Drogen, Zigaretten, Messer, Klingen, Tabletten usw. Peinlich wurde es immer bei den Unterhosen. Gezwungenermassen zog er auch diese ab. – Wäre es Ihnen nicht auch peinlich, sich nackt vor anderen auszuziehen? Vor allem dann, wenn Sie so braune Flecken an den Unterhosen haben? Sie wissen schon, was ich meine. – Dann drehte er sich um und bückte sich. Ich hatte nun das leidige Vergnügen, ihm ins Arschloch und unter den Hodensack zu schauen. Auch dort könnte er etwas versteckt halten. Danach durfte er seine Kleider wieder überziehen. Übrigens, bei all den Dutzenden Durchsuchungen hatte ich noch nie was anderes als Scheisse im Arschloch gefunden.

Mein schlimmster Tag folgte noch. Wie gewohnt fuhr ich bei schönem Wetter mit dem Motorrad zur Arbeit. Unterwegs tankte ich bei der Autobahnraststätte auf. Als ich weiterfahren wollte, streikte mein Motorrad. Ich verlor zehn wertvolle Minuten, bis der Motor wieder zu laufen begann. Bei einer übersichtlichen Stelle drehte ich ein wenig am Gashahn, und schon fuhr ich zu schnell. Ein mobiles Radar blitzte mich. Etwas weiter stoppte mich die Polizei. Ich hielt auf dem Pannestreifen an und legte meinen Helm beiseite. Ohne zu zögern stand ich zu meinem Fehler, dass ich zu schnell unterwegs war, und erklärte ihm meine Situation. Längst war bekannt geworden, dass auch ich Polizeibeamter war. Die Geschwindigkeit war zu hoch, weshalb ich sicher mit einem Ausweisenzug rechnen musste. Vorerst liess ich mich nicht beirren, ich musste den Dienst antreten. Zu spät war ich auch schon. Bei der Arbeit war ich dann ein wenig aufgewühlt. Heute musste ich im Gefängnis die Gefangenen betreuen. Einmal musste das jeder tun. Kaum waren zwei Stunden vergangen, erklang der Alarm in einer Zelle. Sofort wird dabei die Gegensprechanlage aktiviert. Wir hörten ein zähes Schreien. Zu Beginn nahmen wir das nicht ernst, wir glaubten an einen dummen Streich einer

Strafgefangenen. Doch darf man sich nicht nur immer auf das Gefühl verlassen. Zusammen mit dem Hauswart und einer weiteren Beamtin eilten wir in den zweiten Stock und öffneten die Türe. Die Gefangene hatte sich mit dem Schnürsenkel ihrer Trainerhosen erhängt. Sie hing in der Schlinge, die eng um ihren Hals geschnürt war, schrie fürchterlich laut herum und zappelte hin und her. Sofort rannten wir in die Zelle und lösten den Bändel. Dann fiel sie auf ihr Bett und schrie weiter. Atemnot war zu erkennen. Der Bändel war nach wie vor hauteng um ihren Hals geschnürt. Ich zog mein Sackmesser hervor. Der Hauswart hielt den linken Arm fest und riss am Bändel. Ich stürzte mich mit geöffnetem Messer auf die Gefangene. Zu stark wehrte sie sich. Sie schlug mit ihren Fäusten um sich. Ich trat zwei Schritte zurück. Sie würde sterben. Jetzt oder nie. Ich sprang auf sie, drückte meinen Ellenbogen in ihren Mund, klammerte ihren Arm unter meinen Körper und presste mit meinen Beinen ihre Beine ans Bett. Der Hauswart riss am Bändel. Für einen Bruchteil einer Sekunde konnten wir die Gefangene fixieren, und ich schnitt den Bändel durch. Das war sehr gefährlich. Dann traten wir ein paar Schritte zurück. Sie wälzte sich zu Boden und schnappte nach Luft. Ich schleifte sie in den Gang, das Zimmer war zu eng. Draussen schrie und weinte sie. Dann begann sie ihren Hinterkopf an die Wand zu schlagen. Meine Hand legte ich an ihren Kopf. Sie sprach nur französisch. Zu lange Sätze wirkten nicht. Ich fasste mich kurz aber laut und bestimmt: «Regarder moi! Regarder moi! Qu'est-ce que c'est passé? Regarder moi!» Ich wollte sie ablenken und beruhigen. Das spielte sich einige Minuten so ab. Eigentlich wusste ich nicht, was ich tat. Ich handelte nach Instinkt. Plötzlich reagierte sie. Ihre Augen richteten sich auf mich. Gebrochene Wörter sprach sie: «Lettre, lettre.» Zwischen uns begann eine Kommunikation. Mit wenigen Worten verstand ich sie. Meine Kollegin bat ich, in der Zelle nachzusehen, ob sich dort ein Brief befinde. Tatsächlich. Sie hatte einen Brief geschrieben. Er war handgeschrieben und auf Französisch. Ich hatte Mühe, ihre Schrift

zu entziffern. Laut und energisch begann ich zu lesen. Wörter, die ich nicht entziffern konnte, las ich zwei-, dreimal. Ich wollte die Gefangene in den Brief einbeziehen, was mir dann auch gelang. Plötzlich lasen wir den Brief zu zweit. Jetzt verstand ich auch alles, was darin stand. Sie fühlte sich isoliert und von der Umwelt abgeschnitten. Alleine sei sie. – Hier möchte ich anfügen, dass am selben Tag eine Landsfrau und gleichzeitig ihre Freundin in ihre Heimat zurückgeschafft wurde. – Mit niemandem könne sie sprechen. Zudem wurde ihr ihre Halskette mit einem Kreuzanhänger sowie ihre kleine Bibel weggenommen. – Bei dieser Stelle berührte sie mein silbernes Kreuz, das ich stets um den Hals trage und gab mir zu verstehen, dass sie sehr gläubig sei. Wir kamen uns immer näher. – Sie habe sich diese Tortur angetan, weil sie unter diesen Umständen nicht mehr leben möchte. Ich rief meiner Kollegin zu, dass sie sofort die Halskette und Bibel holen solle. Dies seien Gegenstände, worauf der Gefangene ein Recht habe. In der Zwischenzeit war der Gefängnisdirektor eingetroffen. Ich erläuterte ihm kurz die Situation. Zudem stellte ich die Bitte, die Gefangene in der Zelle nebenan inhaftiert lassen zu dürfen. Dann wäre sie mit einer französischsprachigen Person zusammen. Für ihren momentanen Zustand sei es das beste. Er erlaubte das, und die Gefangene war wesentlich erleichtert. Fünf- und vierzig Minuten waren seit dem tragischen Augenblick vergangen. Der Gefängnisarzt untersuchte sie nach Verletzungen, einzig eine Narbe am Hals blieb als Erinnerung zurück. Ein Kriminalbeamter schrieb einen Bericht, weshalb er mich anschliessend zur Sache befragte. Das Mädchen war gerade zwanzigjährig, nur wenig jünger als ich. Am Nachmittag lief nicht mehr allzuviel. Abends brach ich zu Hause in Tränen aus. – Dieses Mädchen war in Ausschaffungshaft und sollte demnächst in ihre Heimat zurückgeführt werden. Als Schweizer können Sie beinahe jedes Land der Welt bereisen. Noch heute frage ich mich, wo sie sich gerade aufhält. Hat sie eine Familie? Geht sie einer Arbeit nach?

Fragen, die ich nie beantworten kann. Ich war traurig über ihr Schicksal.

Immer wieder ereigneten sich emotionale Momente. Eine Frau meldete sich weinend am Empfang. Ihr Mann sei verhaftet worden. Der Pförtner hat mich gerufen, weil sie nur italienisch sprach. Ich beruhigte sie und bat sie, in aller Ruhe zu sprechen. Jemand habe sie telefonisch kontaktiert und gesagt, ihr Mann sei verhaftet worden, sie solle doch vorbeikommen. Leider wusste sie nicht mehr, mit wem sie telefonierte hatte. Nun gut, ich versicherte ihr, mich darum zu kümmern. Nun begann die Suche. Jeden Kriminalbeamten im Hause habe ich angesprochen. Letztlich kam ich auf eine Spur, doch leider war dieser zur Zeit abwesend. Hauptsache, ich wusste den Namen und konnte die Frau entsprechend orientieren. Tränenüberströmte musste sie warten. Bereits hatte ich Feierabend und wollte gehen, da sass sie immer noch da. Jetzt wurde ich aufgewühlt. So lange lässt man niemanden warten, schon gar nicht, wenn deren Ehemann verhaftet worden war. Den zuständigen Beamten konnte ich aufreiben und der Frau zuweisen. – Sie müssen sich nur in ihre Situation versetzen. Ihr Ehepartner wird verhaftet, Sie werden auf die Wache gebeten, und dort ist dann niemand zuständig. Nun warten Sie eine halbe Ewigkeit, bis sich jemand Ihrer annimmt. Und vergessen Sie nicht, Ihr Partner wurde verhaftet, und noch wissen Sie nicht weshalb. Sicher habe ich mich oft auch zu stark emotional mitreißen lassen. Eine Angewohnheit, die ich bei der Polizei immer mehr abbaute. – Ein Mann und eine Frau meldeten sich beim Pförtner. Ihr Kind sei verhaftet worden. Sie wollten ihr Kind sehen und sprechen. Ein Kontakt zwischen dem Kind und seinen Eltern wurde durch den Chef Bereitschaftsdienst gestattet, jedoch nur in Anwesenheit eines Beamten. Es sollten keine wichtigen Informationen vertuscht werden können. Da ich gerade in der Nähe war, wurde ich gebeten, die Eltern zu begleiten. Ich grüßte die Eltern, welche beide sichtlich erregt waren. Es schien, als ob die Eltern ein nicht allzu gutes Verhältnis hat-

HO

ten. Doch wenn das eigene Kind verhaftet ist, kann es auch mal zu Spannungen kommen. Gemeinsam liefen wir zum Gefängnis rüber. Dort begaben wir uns in einen Raum mit Tisch und Stühlen. Danach wurde ihr Junge zu uns gebracht. Die Mutter brach in Tränen aus, der Vater sprach seinen Zorn aus: «Was hast du für eine Scheisse gebaut. Wir haben dir immer gesagt, du sollst den Umgang mit deinen faden-scheinigen Kameraden aufgeben. Na warte, wenn du erst einmal zu Hause bist, gibt es Stubenarrest und genügend Arbeit, so dass du nicht wieder auf dumme Gedanken kommst.» Die Mutter sass dem Sohn gegenüber, hielt seine Hände und weinte. Nachdem der Vater seinen Zorn ausgesprochen hatte, wurde er ruhiger. Vorerst zeigte der Junge noch keine Tränen, er war sehr angespannt. Mir war es auch nicht angenehm, dass ich in einem solch gefühlvollen Moment einer fremden Familie anwesend bin und jedes Wort mithören musste. Ich mischte mich indirekt in ihre familiäre Integrität ein. Nun wollten die Eltern wissen, wie es ihm im Gefängnis geht. Die Stimmung wirkte gelassener. Dem Jungen tat alles leid: «Mir geht es soweit gut. Marni, ich will nicht, dass du weinst. Meine Freunde werde ich auch nicht decken. Bitte weine nicht.» Im selben Moment begann auch der Junge zu weinen. Selbst der Vater konnte sich nicht mehr halten, auch er weinte. Ja, auch ich unterdrückte die Tränen. Plötzlich war zu spüren, wie gross die Liebe zwischen Sohn und Eltern war. Bei der Verabschiedung hielten sie sich nochmals fest in den Armen. Die Eltern drückten dem Jungen einen Rucksack voller Süssigkeiten in die Hände. Der Junge hatte riesige Freude. Der Gefängniswärter erlaubte, die Süssigkeiten in die Zelle zu nehmen. Dieser Vorfall brachte die Familie wieder enger zusammen. Ein kleines Happy-End.

Zur Krönung des Bereitschaftsdienstes durfte ich bei einem besonderen Einsatz mittun. Ich war gross, kräftig und respekteinflössend, so äusserte sich mein Chef. Zusammen mit einem anderen Polizeibe-amten, durften wir während zweier Tage einen Schwerverbrecher

vor Gericht führen. Der Chef instruierte uns bis aufs Detail. Bereits zu einem früheren Zeitpunkt war der Strafgefangene vom Geschworenengericht für schuldig befunden worden. Kaltblütig hatte er einen Menschen niedergestreckt. Diesmal ging es um die Strafzumessung. Mit Schale und Krawatte holten wir frühmorgens den Gefangenen aus dem Bezirksgefängnis und fuhren mit ihm ans Obergericht. Unter unserer Kleidung trugen wir versteckt eine Pistole und einen vergrösserbaren PMS (Polizei-Mehrzweck-Stock). Ständig umgeben von Journalisten und Reportern, begleiteten wir den Sträfling auf Schritt und Tritt. Wir führten ihn in den Gerichtshof. Geschworene, Richter, Pflichtverteidigung, Staatsankläger und Zuschauer sassen bereits im Saal. Der Täter setzte sich ruhig, regungslos, aber kreidebleich auf den Stuhl. Der Oberrichter eröffnete die Verhandlung. Interessant war es, weil es nur noch um die Strafzumessung ging. Die Schuldzumessung war bereits geklärt. So wurden die einzelnen Vorträge nicht zu lange gehalten. Die Referate konzentrierten sich auf das Wesentliche. Der Psychologe zum Beispiel hielt einen zweistündigen Vortrag über den Gefangenen. Während dreier Monate hatte er ihn intensiv betreut und erstellte nun ein psychologisches Gutachten. Eigentlich erwartete ich eine Entlastung für den Sträfling – Sie wissen schon, Geistesschwäche, unzurechnungsfähig usw. –, dem war aber nicht so. Sachlich präzise äusserte sich der Psychologe. Letztlich war er der Meinung, dass der Täter jederzeit genau wusste, was er tat. Umso skrupelloser und verwerflicher sei die Tat. Zudem meinte er, dass ein solcher Täter parallel zur Haft psychologisch betreut werden müsste, eine erfolgreiche Betreuung aber sicher sieben Jahre dauern würde. Bei einigen kommt der Erfolg schon früher, bei anderen dauert es länger, doch in der Regel genügen sieben Jahre. Der Oberrichter fasste das Ganze nochmals in zehn Minuten zusammen. Verteidigung und Kläger hielten auch nochmals ein Plädoyer. Im Gegensatz zu den USA – zumindest empfand ich das so – wurden nicht Moral, Sitte oder Gefühle angesprochen, sondern Gesetze, Pa-

ragraphen und Artikel, wie, zu was, weshalb und wie lange jemand verurteilt zu werden hat. Jedoch wurde mir bewusst, wie spitzfindig und umfangreich unsere Gesetzgebung ist. Die ganze Verhandlung lief wie auf einem Markt ab. Ankläger forderte so viele Jahre ... Verteidigung forderte so viele Jahre... Alles richtete sich an die Geschworenen. Am zweiten Tag fiel das Urteil. Wohl zur Freude des Volkes, denn gering war die Strafe nicht.

Diese drei Wochen Bereitschaftsdienst werde ich nicht so schnell vergessen. Ich habe sehr viele Erfahrungen gesammelt. Und noch nie zuvor konnte ich so viel über die Täter erfahren, über ihre Beweggründe, ihre Probleme und ihre Gefühle. Eine lehrreiche Zeit. Sicher hatte ich auch Glück im Unglück, dass ich einige ausserordentliche Momente miterleben konnte.

Zurück im Streifendienst

Nun holte mich der Alltag wieder ein! Spass beiseite, doch die Polizeiarbeit erschien mir zwischenzeitlich als Routine. Diebstahlsanzeige hier, Diebstahlsanzeige dort, Streifenwagen fahren, Revierdienst und vor allem Schreibkrieg! Während der drei Wochen Bereitschaftsdienst hatte sich die Gesellschaft nicht geändert. An einem wunderschönen Sonntagnachmittag – es war so ruhig, so dass sich die meisten Polizeibeamten mit «Jassen» oder Fernsehen beschäftigten – betraten zwei Frauen die Polizeiwache. Ihr Kühlschrank sei gestohlen worden! Anlässlich eines Festes betrieben die beiden einen Verkaufswagen mit eben einem Kühlschrank. Dieser wurde durch unbekannte Täterschaft entwendet, oder hatte er sich selbständig gemacht? Drei Stunden lang suchten die Frauen die nähere Umgebung ab, erfolglos. Mein Diebstahlsrapport ist der letzte Beweis dieser Geschichte. Sollten Sie einen herrenlosen oder auffälligen Kühlschrank entdecken, wenden Sie sich bitte an die nächste Polizeistelle! Dieser Diebstahl war witzig im Gegensatz zum Aktenkofferdiebstahl. Ein Mann steht am Empfang eines Hotels, um einzuchecken, und unmittelbar neben sich auf den Boden stellt er den Aktenkoffer hin. Keine Minute vergeht, und er ist weg. Nichts gehört, nichts gesehen, nichts zurückgeblieben. Zwar hatte er kaum Geld im Koffer, doch Flugticket, Agenda und Arbeitsdokumente sind abhandengekommen, ärgerlich. Ich habe auch erlebt, dass bei demselben Delikt 10'000 US-Dollar gestohlen wurden, waren wohl Reisespesen.

Weniger Geld, aber umso mehr Angst nahm ein Russe auf seine Geschäftsreise durch die Schweiz mit. Mitten in der Nacht wurden wir zu ihm ins Hotel gerufen. Der Portier öffnete uns die Tür. Verängstigt sass der russische Geschäftsmann mit seiner Dolmetscherin auf dem Sofa. Er wollte nicht mehr alleine in sein Zimmer im obersten Stockwerk gehen. Jemand wollte ihn umbringen, davon war er fest überzeugt. Fremde Stimmen seien in seinem Zimmer zu hören. Zuoberst

angelangt, lauschten wir den Geräuschen. An jede Türe und Nische drückten wir unser Ohr. Der Mann zitterte am ganzen Körper. Wir durchsuchten sein Zimmer. Wieder hörte er die Stimmen, wonach er umgebracht werden sollte. Jetzt tappten wir die Treppe hoch in den Speicher, stockdunkel. Mit den Taschenlampen leuchteten wir in jede Ecke. Mich umgab nun ebenso ein komisches Gefühl. War da wirklich was im Gange? Niemand konnte im Estrich aufgespürt werden. Doch immer noch behauptete er, Stimmen zu hören. Ich horchte am Lüftungsschacht und war mir nun selbst nicht mehr sicher, was ich hörte oder nicht hörte. Der Portier informierte uns über die anwesenden Gäste. Jedes leerstehende Zimmer wurde durchsucht. Nur in einem Zimmer übernachtete ein Mann. Wir hörten Stimmen, es könnten russische sein. Wir entschlossen uns, an der Zimmertüre anzuklopfen. Erst nach mehrmaligem Rufen antwortete uns eine dumpfe Stimme: «Wer ist da?» – «Polizei, öffnen Sie die Tür!» – Der Schlüssel drehte sich und die Tür ging auf. Ein verschlafenes Gesicht starrte uns an. Via Satellit konnte er einen russischen Fernsehsender empfangen und ist dabei eingeschlafen. Alle waren wir beruhigt. Nun konnte der Russe in Ruhe schlafen, obwohl er meinte, dass genügend Gründe vorlägen, weshalb ihn jemand umbringen wollte. Wir verliessen das Hotel und drehten mit dem Streifenwagen noch eine Runde ums Gebäude. Kaum weggefahren, sah ich drei Jugendliche herumschlendern. Einer von ihnen randalierte und zerrte einen grösseren Baum mitsamt Steintrog zu Boden. Ich forderte sie auf stehenzubleiben. Diese wiederum lachten, schrien, tobten und torkelten weiter. Sofort folgten wir ihnen mit dem Streifenwagen und konnten sie kurz darauf anhalten. Alle drei waren sichtlich stark angetrunken und kaum ansprechbar. Sie beschimpften uns und weigerten sich, zwecks Überprüfung und Ausnüchterung auf die Wache mitzukommen. Ein weiterer Streifenwagen, der gerade in der Nähe war, traf zur Unterstützung ein. Zum Glück, denn die Jugendlichen wurden nun renitent und konnten nur durch unser bestimmtes Auf-

treten in den Kastenwagen befördert werden. Eigentlich wäre alles geritzt gewesen, die Jugendlichen sassen im Wagen hinter Gittern. Doch ein Beamter hatte jetzt seine schwachen fünf Minuten. Dieser aktivierte ein schrill pfeifendes Horn im Kastenwagen – für die Ohren kaum auszuhalten –, so dass die drei Teenager noch ein wenig gehänselt werden konnten. Immer wieder überschritten Polizeibeamte die Grenzen der Vernunft und missbrauchten ihre Macht, um andere, die ihnen nicht passten, zu ärgern und zu schikanieren.

Ein Erlebnis bleibt mir gut in Erinnerung. Jugendliche haben ein Feuer entfacht, wurde uns auf den Streifenwagen gemeldet. Wir mussten uns das Ganze genauer ansehen, da es angeblich ein sehr grosses Feuer inmitten eines Wohnquartiers sein sollte. Ohne zu zögern eilten wir an die Örtlichkeit. Zuerst begaben wir uns zum Anzeigerstatter im obersten Stockwerk des anliegenden Wohnhauses. Von dort sahen wir hinab auf den Innenhof des Quartiers. Nachdem der Anwohner seinen Frust an uns ausgelassen hatte, begaben wir uns zu den Jugendlichen ans Lagerfeuer. Zwei unserer Polizeikameraden, die ebenfalls ausgerückt waren, waren bereits vor uns am Lagerfeuer angekommen. – Jawohl, Lagerfeuer. Ungefähr fünfzehn Jugendliche von fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahren sassen um dieses Lagerfeuer in einer friedlichen Gemeinschaft. Alles, was sie wollten, war ein gemütliches Beisammensein unter Kameraden. – Die beiden Beamten übernahmen dann auch die Initiative. Es ist üblich, dass stets die Polizeibeamten, die als erstes eintreffen, auch die Handlung übernehmen. Leider war es in diesem Fall nicht anders. Sie haben richtig verstanden, leider! Denn dieser Polizeikamerad hatte die Situation überhaupt nicht im Griff. Er rannte hin und beschimpfte die Jugendlichen: «Was fällt euch eigentlich ein! Habt ihr nicht mehr alle Tassen im Schrank! Löscht sofort das Feuer!» Grundsätzlich ist es richtig, das Feuer zu löschen, doch hätte er die Clique erst informieren müssen, dass es in der ganzen Stadt verboten ist, ein Feuer zu machen, äusser an den dafür gekennzeichneten Stellen. Als Beamter

weiss man das, doch von einem Bürger kann das nicht erwartet werden. Aufgrund seiner aggressiven und rechthaberischen Haltung entstand eine Diskrepanz zwischen den Jugendlichen und uns Polizeibeamten. Mein Kamerad bestand weiterhin auf seiner sturen und angriffigen Position. Es entstanden verbale Wortgefechte. Die Jugendlichen fühlten sich falsch behandelt und trotzten. Der Beamte beharrte auf seiner egoistischen Art. Ich konnte sein Handeln nicht nachvollziehen, wollte ihm aber nicht in den Rücken fallen, um die Situation nicht zum Eskalieren zu bringen. Er beschimpfte die Clique immer heftiger. Längst ging es nicht mehr um das Feuer. Nein, es expandierte zum Machtkampf. Und dann geschah es. Ein Jugendlicher animierte seine Freunde: «He, wir sind doch viel mehr als die anderen. Wir stehen einfach auf und laufen weg! Die können nichts gegen uns ausrichten.» Dann standen sie alle auf und liefen, ja rannten sogar weg. Zu viert versuchten wir, sie in Schach zu halten. Viele von ihnen fanden zwischen den Häusern dunkle Fluchtwege und hauchten ab. Genau zu diesem Zeitpunkt traf unsere Verstärkung ein, die uns sogleich half, die Leute aufzuhalten. Einer entwischte mir. Ich rannte ihm nach, doch nach kurzer Distanz stoppte ich. Denn alleine wollte ich ihm nicht folgen, das erschien mir zu gefährlich. Dann aber folgte mir ein weiterer Beamter, der mich davonlaufen gesehen hatte. Zu zweit folgten wir dem Flüchtigen. Nach ungefähr dreihundert Metern verloren wir seine Spur. Nun durchstöberten wir Büsche und Hecken. Nach einigen Minuten fanden wir einen. Er hatte sich hinter einem Haus versteckt. Zurück beim Feuer sassen noch etwa zehn Jugendliche am Boden, bereits waren sie mit Handschellen aneinandergekettet. Unsere Kollegen waren dabei, von jedem die Personalien festzuhalten. Ich kniete mich zu drei Mädchen hinab, für deren traurigen Gesichtsausdruck ich mich schämte. Sie waren traurig und enttäuscht. Aus dem anliegenden Haus spuckten verschiedene Leute auf uns Beamte herab, ohne dass diese erkannt werden konnten. Jene Jugendlichen, die sich nicht ausweisen konnten, wollte man zuerst auf

die Polizeiwache verbringen, doch es wurde davon abgesehen. Letztlich wurden alle wieder laufengelassen, und die Polizei zog ab. Als ich dann so mit meinem Partner in der umliegenden Region Streife fuhr, fiel mir plötzlich ein, dass wohl ein riesiges Theater veranstaltet worden war, das Feuer jedoch bis jetzt noch nicht gelöscht wurde! – Ironie! – Ich wollte das Lagerfeuer dringend löschen, denn das wäre eigentlich unser Auftrag gewesen. Und wenn sich das Feuer ausgebreitet hätte, wären wir verantwortlich gewesen. Wir engagierten zwei weitere Beamte, und zu viert löschten wir dann das Feuer mittels Feuerlöcher. Dabei entstand eine riesige Rauchwolke. Zur Beruhigung aller informierte ich die Zentrale, damit keine Hysterie seitens der Anwohner entstand. – Mit diesem Ereignis wurde mir wieder klar gemacht, dass es den Beamten oft nicht um die Sache, sondern um ihre Machtposition ging. Eigensinniges, naives und sogar primitives Auftreten seitens der Polizei. Verhältnismässigkeit und Vernunft standen gar nicht im Vordergrund.

Dieses war längst nicht der einzige Vorfall, bei dem ich mir Gedanken darüber machte, was Polizeibeamte und Polizeibeamtinnen eigentlich für Menschen sind. Spätnachts war ich mit einer Polizistin auf Streife. Menschen waren kaum noch auf den Strassen anzutreffen, nur Betrunkene und Nachtmenschen. Ein Personenwagen mit ausserkantonalem Kontrollschild hatte angehalten, er war seines Weges nicht sicher. Wir stoppten ebenfalls. Ein junger Mann öffnete die Fahrtüre und kam uns entgegen. Verlegen und leicht nervös sprach er uns an. Auf der Suche nach einem renommierten Pub war er und seine Freundin. Da er nicht ortskundig war, fragte er uns nach dem Weg. Gleich war mir bewusst, dass er nur fünfzig Meter geradeaus und dann links abbiegen gemusst hätte. Und schon wäre er auf diesem Weg beim Pub angelangt. Einzig, geradeaus war ein Fahrverbot! Da die Strasse aber menschenleer war, begann ich ihm gleich, den Weg zu erklären. Vernunft und Verhältnismässigkeit liessen mich

das Fahrverbot ignorieren. Doch meine Partnerin interessierte das einen Scheissdreck. Sie intervenierte und zwang den jungen Mann, den ordentlichen Weg zu nehmen. Dieser führte in grossem Bogen um unseren Standpunkt. Der Weg war so umständlich, ich bin sicher, er war noch lange unterwegs. Noch heute denke ich, dass ich das nicht hätte akzeptieren dürfen. Mein Durchsetzungsvermögen liess mich damals im Stich. Mal ganz im Ernst. Hätten Sie Freude gehabt, wenn Sie um ein Uhr morgens auf einer menschenleeren Strasse fünfzig Meter vor einer Abzweigung auf dem Weg zu Ihrem Ziel stehen, nicht ortskundig sind und nur aufgrund einer arroganten und eingebildeten Polizeibeamtin einen riesigen Umweg fahren müssten? Das grenzt wohl an Verhältnisblödsinn!

Immer mehr quälten mich diese Ärgernisse. Nicht lange, und ich bekam Atempause. Am 28. September 1997 verletzte ich mich bei einem Fussballspiel. Ich rannte dem Ball nach, als es plötzlich im rechten Knie knackte. Ich spielte noch bis zur sechzigsten Minute, dann verliess ich das Spielfeld aufgrund der zunehmenden Schmerzen. Vorerst dachte ich mir nichts dabei, doch bereits am nächsten Morgen war mein Knie so stark angeschwollen, dass ich mein Bein kaum mehr bewegen konnte. Die Schmerzen wurden auch unerträglich. Sofort eilte ich zum Arzt. Dieser zog rund zweieinhalb Spritzen mit Blut gemischter Flüssigkeit aus meinem Knie. Der Meniskus musste verletzt sein. Bei der Polizei meldete ich mich vorübergehend ab. Während zehn Tagen wurde mir viermal Flüssigkeit aus dem Knie entzogen. Kurz darauf wurde mein Knie operiert. Ich fiel für den ganzen Monat Oktober in der Arbeit aus. Ich schätzte die Ruhe, die Pause. Ich verarbeitete meine Erlebnisse und Eindrücke. In dieser Zeit entschloss ich mich auch, bei der Stadtpolizei ausserordentlich zu kündigen. Mit einer Kündigungsfrist von zwei anstelle von drei Monaten kündigte ich auf Ende 1997. Ich stützte die Kündigung auf der Absicht, nach Südamerika zu reisen und dort eine Fussballschule auf die Beine zu stellen. Die Voraussetzungen dazu waren gegeben. Mein Stiefonkel war ehemaliger Nationalspieler Perus und einige

Stiefverwandte lebten nach wie vor in Lima, der Hauptstadt Perus. Zudem war der Gründer dieser Idee eine bekannte Persönlichkeit, «F-Butterfly-E». – Wieso es nur bei der Südamerikareise blieb, ist eine andere Geschichte.

Die ersten drei Wochen im November wurde ich ins Büro des Personalwesens versetzt. Ich war im Schichtbetrieb noch nicht voll und ganz einsatzfähig. Eigentlich verheilte mein Knie bis heute noch nicht ganz. Während diesen drei Wochen lernte ich einige interessante Leute besser kennen. Die Arbeit war eintönig und mühsam, doch am Team hatte ich Gefallen. Die meisten waren Zivilpersonen. Das erste Mal seit zwei Jahren, dass ich wieder mit sogenannten «normalen» Leuten zusammenarbeiten durfte. Jeden Tag erledigte ich dieselben Arbeiten: Kontrollen von Ferien und Dienstzeit, Erfassen von Abwesenheit und Ablage. Zwar langweilig, doch einen Vorteil hatte es. Ich bekam Einblick in die Gehaltsliste der Stadt Zürich und deren Verwaltung und Ablauf. Was mich am meisten erschreckte, war die Krankheits- und Unfallliste der Polizeibeamten. Nichts ist träger als ein staatlicher, öffentlicher Betrieb wie die Polizei. Da wird Unfug getrieben! Ein Krankheitszeugnis des Arztes wird erst nach fünf Arbeitstagen verlangt. Vielleicht sinnvoll, aber auch unüberschaubar. Einige Beamte waren einmal im Monat krank, andere drückten sich wegen Rückenschmerzen oder anderer Leiden vor ihren Pflichten.

Ende November nahm ich den Dienst wieder auf, musste jedoch noch bis Weihnachten dreimal die Woche zur Therapie. Und das bei laufendem Schichtbetrieb, das zerrte mächtig an meinen Kräften. Eigentlich wäre ich der SMER (ständig mobile Einsatzreserve) zugeteilt worden. Eine Umrüstung für die verbleibenden zwei Monate wäre aber zu aufwendig gewesen, weshalb ich nach wie vor den Dienst auf meiner angestammten Wache bei der Sicherheitspolizei leistete. Zu Beginn beschäftigte ich mich mit den gewohnten Diebstahlsdelikten, reine Routinesache. Grössere Fälle hätten sich zu sehr

in die Länge gezogen und aufgrund meines nur noch zweimonatigen Daseins in bezug auf die Ermittlungen nicht beendet werden können. Zudem war ich wegen meines Unfalls nicht in der Lage, Verbrechern nachzurennen. – Dachte ich! – Nichtsahnend fuhren wir mit dem Streifenwagen durch den Stadtkern. Dann folgte die Meldung: «In einem Ladengeschäft mitten in der Menschenmenge wird eine Frau verbal und körperlich massiv bedroht. Sie bangt um ihr Leben!» Da kannten wir keinen Skrupel. Es zählte nur noch das Leben der Frau. Mit Hom und Blaulicht fuhren wir in Richtung Tatort. Vor einer Treppe hinterliess mein Partner eine Bremsspur. Mit dem Polizeiauto ging es nicht mehr weiter. Ich griff nach dem Polizeistock und rannte los. An mein Knie dachte ich gar nicht mehr. Ich hetzte durch die Menschenmenge und schubste die Leute zur Seite, dicht gefolgt von meinem Partner. Carl Lewis hätte keine Chance gehabt. Die Leute starrten uns mit grossen Augen an. Es war eines meiner höchsten Gefühle: Ein Polizeibeamter rennt mit Polizeistock und Pistole durch ein mit Menschen überfülltes Zentrum, um einer Frau das Leben zu retten. Eine Szene wie aus dem besten Kinostreifen. Dabei gehen dir alle Gedanken durch den Kopf: Schlägerei, Schiesserei, tote Frau, Messerstecherei, Verfolgung, Hetzjagd und vieles mehr! Einfach beflügelnd. Zuerst rannten wir am Laden vorbei, die Gegend war schwer zu überblicken. Jetzt entdeckten wir das Geschäft. Wir hetzten hinein. Zwei unserer Kameraden waren schneller. Der Täter war bereits verhaftet. Die Ladenhüterin weinte und zitterte am ganzen Körper. Der Kriminelle war ihr ehemaliger Freund, dem sie ein Hausverbot auferlegte, das er aber willkürlich ignorierte. Bereits mehrere Male hatte er sie schon bedroht. Jedesmal wollte er Geld von ihr. Flehend bat sie uns, diesen Mann einzubuchen. Ich sah die Angst in ihren Augen. Es ging hektisch zu und her, der Mann war der Kriminalpolizei längst bekannt und wies auch bereits einschlägige Akten auf: Tötlichkeit, Drohung, sexuelle Belästigung und Diebstahl. Diesbezüglich war er auch zur Verhaftung ausgeschrieben.

Wir verbrachten ihn auf die Wache. Klar, dass er sich vorerst als eine andere Person ausgab, als er wirklich war. Nach kurzer Zeit stand alles fest. Der Mann wurde eingesperrt. Die psychisch sichtlich angeschlagene Frau wurde durch meinen Partner einvernommen. Unmissverständlich äusserte sich die Geschädigte sinngemäss: «Es war nicht das erste Mal, dass er mich bedroht und sogar geschlagen hat. Er hatte auch schon eine Waffe dabei. Diesmal wollte er wie schon so oft Geld von mir. Glauben Sie mir, ich hatte beziehungsweise habe grosse Angst. Meine ganze Lebensqualität habe ich wegen ihm bereits verloren.» – Ein Schicksal einer Frau, das nicht zu verdrängen ist. Vielleicht wird sie ein Leben lang Angst haben müssen. Zwar war der Mann nun im Knast, doch wie lange? Wird er zurückkommen und sie wieder bedrohen? Wird er sich rächen? Solche Geschichten kennen Sie aus dem Fernsehen. Sie sind aber real. Wurden Sie auch schon bedroht? Hatten Sie auch schon Angst vor einem anderen Menschen? – Zwar konnten wir als Polizeibeamte helfen. Sobald der Mann aber wieder auf freiem Fuss ist, wird unser damaliges Handeln in Frage gestellt. Die meisten Polizeibeamten sehen in erster Linie oder nur überhaupt die «Action». Die Menschen, die Betroffenen oder Geschädigten werden nicht berücksichtigt, wieso auch. Das würde unser Handeln zu stark beeinflussen. Nur nichts an sich herankommen lassen!

Ein Russe hinterlegte vor einigen Tagen seinen Pass bei der Fremdenpolizei und stellte dabei Asylgesuch. Jetzt wollte er seinen Pass zurück. Er hatte es sich überlegt und wollte wieder nach Russland zurückkehren. Keine Chance wurde ihm gelassen. Er wurde in die Zelle eingesperrt und nicht wieder freigelassen. Ich bemühte mich, mit ihm zu kommunizieren. Er sprach nur Russisch, weder Englisch noch eine andere Sprache. Am meisten erzürnte ich mich über meine Kameraden. Sie behandelten den Russen wie den letzten Dreck. Sie beschimpften, foppten und verängstigten ihn. Auch wenn er die Worte nicht verstand, Mimik und Stimmlage genühten, um den Wor-

ten Ausdruck zu verleihen. Ich setzte mich zur Wehr und wies meine Kameraden zurecht. Viele meiner Kameraden wandelten sich oft in ihrer Uniform zu gemeinen Zynikern. Es waren nicht meine Kameraden, die ich verurteilte, es waren die Polizeibeamten in ihrer Uniform. Eine Fassade, in der sie sich so manches erlauben konnten.

Die letzten Tage bargen ihre Geheimnisse. Frühmorgens, die Sonne schimmerte den Horizont empor, rückten wir in eine ruhige Wohngegend aus. Eine alte Frau meldete störenden Lärm. Ihre kleine Wohnung miefte und alles schien vergilbt. Dann richtete sie ihren Blick nach oben und gab zu verstehen: «Hören Sie die Stimmen singen? Ihr Engel, o kommet, o kommet doch her...! Das ist mein Nachbar, der da stets so früh am Morgen singt.» Die Frau liess uns keine Wahl. Obwohl wir nichts hören konnten, klopfen wir sicherheitshalber an die Nachbartüre. Ein verschlafener junger Mann öffnete uns. Er war nicht erfreut, um diese Zeit geweckt zu werden. Etwas ärgerlich erklärte er uns, dass die alte Frau geistig verwirrt sei und ständig herumgeistere. Ein weiterer Nachbar öffnete die Wohnungstüre und bestätigte das. Schnell baten wir die Leute, in ihre Wohnungen zurückzugehen. Die alte Frau versuchten wir mit unseren spärlichen Psychologiekenntnissen zu beruhigen, was uns auch gelang. Wir baten sie, das nächste Mal auf die Wache zu gehen, um nicht wieder unnötig die Nachbarn um ihren Schlaf zu bringen. Ein Ereignis folgte dem anderen. Wiederum war es frühmorgens, etwa halb fünf Uhr. Einige Beamte waren draussen unterwegs, viele schliefen. – Übrigens, das habe ich Ihnen gar noch nicht erzählt. Während des Nachtdienstes konnten wir ab halb zwei bis Dienstende abwechselnd oder durchgehend schlafen. Auf den Wachen sind eigens dafür eingerichtete Schlafräume. – Auf der Wache weilten nur noch der Wachtchef und ich, als wir plötzlich über ein Feuer im «Niederdörfli» informiert wurden. Zu zweit mussten wir ausrücken. Es blieb mir keine andere Wahl. Ich weckte meinen Partner aus dem Tiefschlaf, was ihn über-

haupt nicht beglückte, wäre er doch frühmorgens in die Ferien gefahren. Nun gut, mit hoher Geschwindigkeit fuhren wir los. Das Gebäude stand bereits in hohen Flammen, als wir ankamen. Die Feuerwehr bemühte sich, zu retten, was es noch zu retten gab. Nachbarn und Frühaufsteher bildeten das neugierige Publikum. Sofort orientierte ich mich beim Feuerwehrkommandanten über die Situation. Alle wichtigen Informationen notierte ich in meinem Polizeibüchlein. Er meinte, dass Bänke und Stühle ausserhalb des Gebäudes in Brand gesteckt wurden. Diese fingen sehr schnell Feuer und die hohen Flammen griffen auf das Gebäude im ersten Stockwerk über, und von dort wanderte das Feuer bis in den zweiten Stock. Der grösste Schaden sei durch den Rauch entstanden. Sie hätten das Feuer nun im Griff, und ein Ausbreiten auf die anliegenden Häuser konnte unterbunden werden. Als nächstes befragte ich die anwesenden Zeugen. Vielleicht konnten sie mir Hinweise auf eine allfällige Täterschaft geben. Konkrete Täterbeschreibungen blieben jedoch aus, zumal die Entstehung des Feuers noch nicht geklärt war. Ein Hausbewohner war zugleich Abwart. Er benachrichtigte den Eigentümer. Mein Partner avisierte über Funk einen Kriminalbeamten. Das Feuer war gelöscht, und nun sahen wir uns das Ganze von innen an. Der Eigentümer war zwischenzeitlich auch eingetroffen. Er bot uns einen Kaffee an, den wir so früh am Morgen keineswegs ausschlagen wollten. Eigentlich warteten wir nur noch auf den Kriminalbeamten, der zu unserem Erstaunen innerhalb kurzer Zeit erschien. Ich leierte ihm meine Notizen herunter. Bei Grossbränden ermitteln die Kriminalbeamten zusammen mit der Fachgruppe Brände/Anschläge. – Der Polizeibeamte beschäftigt sich mit den kleinen Fischen, den anspruchslosen und schnell geschriebenen Rapporten.

Die frühen Morgenstunden schienen mir wie verhext. Nichtsahnend fuhren wir ungefähr um fünf Uhr im Stadtzentrum mit dem Streifenwagen umher. Plötzlich entdeckte ich einen kleinen Laster. Zwei Personen entluden goldfarbene Stühle und plazierten diese auf öffentlichem Grund. Das erschien mir sehr merkwürdig und vor allem

auch eine Frechheit! Dann entdeckten wir weitere Personen, die ebenso Stühle verteilten. Die Stühle waren mit einer Werbeaufschrift gekennzeichnet. Wir forderten die Leute auf, die Stühle wieder einzusammeln. Ein Disput entstand. Eine Frau beschimpfte uns vehement. Wir erkundigten uns nach dem Ideenstifter. Das war ihr Chef, der eben mit dem Laster unterwegs war. Beim Hauptbahnhof konnten wir den Laster anhalten. Wiederum forderten wir den Boss auf, die Stühle einzusammeln, ansonsten wir ihn verzeigen müssten. Das interessierte ihn nicht im geringsten, und er setzte seine Tätigkeit fort. In der Folge meldeten wir die Angelegenheit an die entsprechende Fachgruppe weiter. Der Mann wurde verzeigt und musste eine Busse bezahlen. Stellen Sie sich vor, man hätte nicht interveniert. Der nächste würde seine Tische aufstellen. Ein anderer brächte seine Schränke. Ja, ja. Sie haben recht, jetzt waren es die Kühe, die entlang der Bahnhofstrasse und Umgebung ausgestellt wurden. Wo bei ich das für eine gelungene Idee halte.

Die verbleibende Zeit bei der Stadtpolizei Zürich verbrachte ich eher ruhig. Ich fuhr nach wie vor Streife, doch riss ich keinen Fall mehr an. Die Handlung übernahm stets mein Partner. Nicht selten kam es vor, dass ich Aufträge auf der Wache ausführte. Ich half beim Kochen und Abwaschen mit, bei der Polizei isst man gerne, übernahm vermehrt die Planktonwache und half meinen Kameraden beim Rapportieren. Hin und wieder diktierte mir ein Kamerad den Text, und ich tippte diesen ein, Teamwork. Allzuviel leistete ich nicht mehr, doch als Polizeibeamter tut man das in der Regel sowieso nicht! Ich will niemanden verletzen, aber wer für einen Rapport drei Stunden benötigt, der längstens in einer halben Stunde geschrieben werden hätte können, der sollte sich Gedanken über seine Arbeitsweise machen.

Am 14. Dezember 1997 bestritt ich meinen letzten Arbeitstag bei der Stadtpolizei Zürich.

Zwei Jahre aus einer anderen Sicht

So. Nun kennen Sie die Geschichte eines Mannes, der auszog, um Polizist zu werden. Kaum sind zwei Jahre verstrichen, hat er sich entschieden, seine Berufung als Polizist zu quittieren. Verstehen Sie ihn? Noch nicht?

Ich habe viel erlebt in dieser Zeit. Ich habe mich aber vor allem auch verändert. Ich bin tief betroffen und enttäuscht. Hören Sie mir zu. Ohne irgendwelche Vorurteile oder Erwartungen startete ich in eine neue Zukunft. Ja, vielleicht, ich glaubte, dass ein Polizist eine besondere Charakterstärke hat, eine Persönlichkeit ist. Ohne Zweifel, nicht jeder konnte Polizist werden, davon war ich überzeugt. Aber ich sage Ihnen, dem ist nicht so.

Die Polizei besteht aus zusammengewürfelten Personen. Menschen aus aller Schicht treffen zusammen. Erhoffen sie sich eine bessere Zukunft, einen besseren Verdienst, Abenteuer, Action, Selbständigkeit und auch die Macht und Besessenheit, über andere bestimmen zu können, unantastbar zu sein? Entfliehen sie ihrem Dasein hinter die Kulissen des Staates, da wo man sie nicht belangen kann, da wo sie nicht kontrolliert werden, wo sie tun und lassen können, was sie wollen? Alle ziehen am selben Strick und keiner verpfeift den anderen! Als zwanzigjähriger junger Mann kam ich zur Polizei. Im ersten Jahr verdiente ich netto 4'500 Franken. Im zweiten Jahr waren es netto bereits 6'000 Franken. Und das, ob ich einen Rapport schrieb oder nicht, bei einem solch trägen System kann man sich immer irgendwie und irgendwo drücken! In der Schule konnte man abschreiben, wie man wollte. Keiner der Lehrer hätte es je gewagt, sich dagegen zu erheben. Einzig vielleicht die extern angestellten Lehrer, die keine Polizisten waren, doch ihre Stimme versank in der Gruppendynamik der jungen Polizeiaspiranten. Von der schulischen Ausbildung war ich sowieso enttäuscht. Es zählte nicht die Leistung, sondern die Anwesenheit. Wer dabei war, bestand auch alle Prüfungen.

gen. Es gab welche, denen hätte ich nicht einmal eine Gabel in die Hand gedrückt, aus Angst, sie könnten sich damit verletzen. Und diese erreichten jegliche Kampf- und Schiessprüfungen. Eine Ausbilderin in Selbstverteidigung mit dem schwarzen Gurt hielt mich zusammen mit einer Auszubildenden an den Boden gedrückt fest. Ich drückte beide zur Seite und stand auf. Fragwürdig! – An dieser Stelle möchte ich erwähnen, dass es vereinzelt auch fachlich und persönlich sehr gute Lehrer gab. – Am meisten ärgerte ich mich über die verlorene Zeit. Das erste Ausbildungsjahr hätte bedeutend effizienter gestaltet werden können, aber solange der Staat zahlt. Mancher Tag hätte mir mehr gebracht, wenn ich zu Hause geblieben wäre. Dann hätte ich die Möglichkeit gehabt, etwas Sinnvolles zu tun. In Psychologie wurden wir auch ausgebildet, doch wenn man die Polizeibeamten und Polizeibeamtinnen bei ihrer Tätigkeit beobachtet, würde das nie geglaubt! Was den meisten Polizisten fehlt, nennt sich Lebenserfahrung, Kenntnisse anderer Völker und Kulturen, Verständnis und Einfühlungsvermögen, kurz gesagt, menschliches Verhalten. Sie vergassen, den Menschen zu respektieren und zu schätzen!

Schon früh erkannte ich das «Braun-Zungen-System». Wer nichts sagt, stirbt; wer was sagt, der stirbt auch! Sich immer unauffällig verhalten und sich voll und ganz nach den Wünschen der Vorgesetzten richten. Jede falsche Bemerkung wird in der Beurteilung festgehalten und kann später zum Verhängnis werden, besonders dann, wenn es um eine Beförderung geht. Sie wissen ja, nicht der Beamte, der auf der Strasse Verständnis für den Bürger hat und eine vernünftige Lösung sucht, ist beliebt und qualifiziert, sondern der Beamte, der die meisten Bussen nach Hause trägt. Jene, die zuwenig Bussen schreiben, verpflichten sich schriftlich mit einem Schreiben, wonach sie sich diesbezüglich bessern müssen! Das haben Sie sicher schon gewusst. – Vernunft und Verhältnismässigkeit, diese Worte höre ich

jeden Tag. So sehr wurden sie bei der Polizei gelehrt. Vergessen Sie das sofort! Kein Mensch bei der Polizei interessiert sich dafür! Alles wird kritisiert und in Frage gestellt. Man spricht hauptsächlich über die schlechten Dinge des Lebens. Zwei Sachen sind mir auf den Polizeiwachen aufgefallen. Wenn Polizeibeamte zusammensitzen, dann sprechen sie oft über Politik, Sport, Frauen, Sex und andere Menschen. Dabei lästern sie über alles, was schlecht daran ist. Jeder glaubt, der Fachmann zu sein. Das andere Thema wäre dann über sich selbst. Sie klagen über ihre Arbeit und Stellung und was alles geändert werden müsste! Sie sind frustriert, weil sie am Ende ihrer beruflichen Karriere angelangt sind. Die Gewissheit, die nächsten zwanzig Jahre auf derselben Wache zu sein und immer dasselbe zu tun, Diebstahlsanzeigen entgegenzunehmen, das raubt ihnen die letzte Lebenskraft. Zudem folgen die körperlichen Leiden, und der Schichtbetrieb ist kaum mehr auszuhalten. Als junger Beamter wird man geblendet und glaubt an eine erfolgreiche Polizeikarriere. Kaum versieht man sich, ist es bereits zu spät, eine andere Herausforderung anzunehmen, und man endet ebenso auf einer Wache, ist frustriert und deprimiert. Selbst, wenn man es bis zu einer führenden Position geschafft hat, bleibt man die Marionette der Politik. Nicht umsonst ist Alkoholismus ein Thema innerhalb der Polizei. Sie können es sich nicht vorstellen, wie viele bei der Polizei davon abhängig sind und sogar schon einen Ausweisentzug in Kauf nehmen mussten. Beim Jugenddienst hat es mir ausgezeichnet gefallen, ein Job, bei dem ich sehr gerne zur Arbeit ging. Ich erkundigte mich über die Chancen, einen freien Platz in diesem Team zu übernehmen. Wissen Sie, wie das geht? Zuerst rund sieben Jahre Sicherheitspolizei absolvieren. Danach hätte ich einige Jahre Kriminalbeamter, der sich in einem öden Büro verkriecht, spielen müssen. Und erst nach rund fünfzehn oder zwanzig Jahren wäre ich gemäss Polizeivorgesetzten für diese Stelle qualifiziert genug gewesen. Und die Chance, dass ich die eine zu vergebende Stelle, sofern überhaupt eine Stelle frei gewesen wäre,

auch erhalten hätte, lag bei einem Prozent! Diese Information erinnerte mich an die frustrierten Beamten, von denen ich Ihnen erzählt habe.

Ich fühlte mich schon während der Ausbildung unterfordert. Meine Sprachkenntnisse konnte ich gar nicht ins Spiel bringen. Und jetzt hatte ich Angst, dass es noch schlimmer werden würde. Die Vorstellung stehenzubleiben, erschütterte mich!

Wer nicht besser wird, hört auf, gut zu sein!

Diesbezüglich war ich mir sicher, dass ich früher oder später etwas ändern musste, doch noch wusste ich nicht, wie und was. Mit zunehmendem Einsatz an der Front veränderte sich meine Persönlichkeit. Ich passte mich der Polizeisprache an. Sie war kalt, sarkastisch und sogar primitiv. Wo ich früher zurückhaltend war, kannte ich jetzt keinen Skrupel mehr. Wörter wie Arschloch, Sauhund, Nutte und Ausdrücke wie «ach, ein Toter mehr», «geil, wie das Blut spritzt» oder «wichs dir eins ins Knie» sagte ich, ohne über dessen Sinn nachzudenken. Ich spürte, wie ich meine Gefühle unterdrückte und oft andere Menschen damit verletzte. Vielleicht war ich offen und direkt, aber auf eine Art, die es nicht zu akzeptieren galt. Meine Grossmutter war im Spital auf der Intensivstation. Sie lag in einem künstlichen Schlaf. Ich besuchte sie. Ich ging rein, ich ging raus, aber konnte nichts empfinden. Meine Gefühle gingen bei der Polizei verloren. Das war eine unheimlich schlimme Feststellung. Wohin führt das? Auch das wollte ich nicht mit mir geschehen lassen. Das musste ich ändern, aber wie?

Ich wusste, dass ich einerseits als Polizist keine Herausforderung mehr sah, andererseits verlor ich meine Gefühle und Persönlichkeit. Bei der Arbeit vermisste ich das gute Gefühl, es fehlte mir an Überzeugung und Freude, meinen Dienst zu verrichten. Mit der oft arroganten und egoistischen Art der Polizei konnte ich mich nicht iden-

tifizieren. Nur wenige Polizeibeamte und natürlich unsere verschworene Clique «Die Legionäre» bereiteten mir noch Freude. Viele Beamte traten bereits mit einer negativen Haltung ihren Dienst an. So nach dem Motto, die Welt ist sowieso schlecht. Wir sind die Guten, die anderen sind die Bösen. Wir vertreten das Gesetz, und mehr gibt es nicht zu sagen. Sie machen sich keine Gedanken darüber und bewegen sich nur innerhalb dieser Schranken. Es fehlt ihnen an Weitblick und Einsicht. Und wieder sind wir beim Punkt angelangt, bei dem ich sagen muss, den meisten Polizisten fehlt es an der Erkenntnis für Vernunft, Verhältnismässigkeit und Menschlichkeit.

Jetzt wollen Sie konkrete Beispiele hören. Erinnern Sie sich an das Lagerfeuer, die Verhaftung eines Drogendealers, der bereits gekettet war und noch geschlagen wurde, das willkürliche Ausstellen von Bussen, die übertriebenen und somit gefährlichen Blaulichtfahrten, die Behandlung von Gefangenen. Ganz schlimm sind die Vorurteile der Polizisten gegenüber Angeschuldigten. Und wissen Sie was, der damalige Polizeikommandant hat uns regelmässig in der Schule besucht. Bei der gegenseitigen Vorstellung stellte er fest, dass ein Grossteil der Aspiranten aus der Zentralschweiz kommt oder dort zumindest seinen Ursprung hat. Er meinte, dass dies ganz gut sei, denn als Polizist müsse man eine etwas rechtspolitische Haltung haben. Und wer das nicht hatte, eignete sich diese an. Jeder weiss das, aber niemand spricht öffentlich darüber. Und wenn wir von Bussen sprechen, quillt mir das Wasser über. Wie heisst es so schön? Es geht der Polizei nicht um das Geld, sondern ... Ja, ja, das kennen wir. Es geht nur um das Geld. Moderne Geldeintreiberei. Doppelzahlung, Sie finanzieren den öffentlichen Grund mit Ihren Steuern und müssen trotzdem noch Parkgeld bezahlen und vielleicht noch eine Busse obendrein. Höhere Instanzen setzen die Polizeibeamten unter Druck. Jede Busse einen Strich, wer am meisten hat, erhält eine gute Qualifikation, die anderen sind ungeeignet. Das stinkt nach Intrige. Sein polizeiliches Ermessen wird beeinflusst. Der Polizist selbst ist mit

der Bussenverordnung überfordert. Sie ist so vielseitig, verwirrend und unüberschaubar, dass er selbst nicht mehr weiss, nach welchen Artikeln er die Busse ausstellen muss. Aber vom Bürger wird verlangt, dass er es natürlich weiss. Man müsste eben wieder zum Logischen und Einfachen zurückkehren oder vielleicht nur zur Vernunft eines Polizeibeamten. – Und jetzt noch ein kleiner Gratistip. Wenn Sie das nächste Mal eine Busse oder Verzeigung erwartet, dann sagen Sie einfach, Sie seien nicht mit dem Auto gefahren. Des Weiteren würden Sie vom Zeugnisverweigerungsrecht Gebrauch machen (StPO, § 128 ff.). So bleibt Ihnen manch eine Busse erspart.

Es war an der Zeit, mich einmal richtig auszulassen. Einen Grossteil der Präsenzzeit verbringt ein Polizist auf dem Revier, und da muss er eben Bussen stecken. Der Schichtbetrieb belastete mich ebenso. Wenn ich zur Arbeit ging, hiess das nicht, dass ich dann gearbeitet habe, aber ich war da, ich war präsent. Diese unregelmässige Präsenz und die wenigen Freitage liessen mir nur wenig Erholung. Nebenbei hatte ich auch das Bedürfnis, mich der Familie und den Hobbys zu widmen. Ich wollte nicht darauf verzichten und opferte deshalb Erholungszeit. Zunehmend ernährte ich mich von Kaffee und ass sehr unregelmässig. Ständige Müdigkeit und körperliche Schwäche wirkten sich auf den Sport aus. Drei Sportunfälle ereigneten sich in dieser Zeit, jedesmal spürte ich die mangelnde Konzentration. So durfte das nicht weitergehen, die Gesundheit war mir zu wichtig.

Sie sehen, es lässt sich nicht einfach erklären, weshalb ich kündigte. In erster Linie verlor ich die Überzeugung und Freude am Beruf. Zudem sah ich das Polizistendasein nicht mehr als Herausforderung an. Dieser Beruf bot mir auch keine Perspektiven an. Er schädigte zudem meine Gesundheit aufgrund des Schichtbetriebes. Familie, Freunde und Hobbys litten auch darunter. Im Besonderen bedrückte mich die negative Veränderung meines Charakters, entstehend aus dem tristen

Milieu des Polizeialltages und der Ausdrucksweise der Polizisten. Ganz schlimm erschien mir mein innerer Konflikt. Einerseits erkannte ich die Wichtigkeit der Gesetze und deren Durchsetzung zur Gewährleistung der Rahmenbedingungen eines friedlichen Zusammenlebens, andererseits quälte mich das System mit seinen Leuten, wie es die Gesetze durchsetzen wollte. Hier etwas verändern zu wollen, sehe ich als sehr schwierig an.

*Die Polizei ist nichts Besonderes,
sie nimmt sich das Recht, etwas Besonderes zu sein,
und handelt, als ob sie etwas Besonderes sei.*

Lassen Sie mich noch eines sagen. Es gibt viele Polizeibeamte und Polizeibeamtinnen, die sich wirklich bemühen, das Beste zu geben. Diese respektieren die Menschen und versuchen stets, eine vernünftige Lösung zu finden. Diesen Beamten danke ich – auch im Interesse der Bürger – herzlichst. Macht weiter so!

Patrik Hasler